Badische Biographien

V. Teil • 1891—1901

Im Auftrag der Badischen Historischen Kommission

herausgegeben von

Fr. von Weech und A. Krieger

Inhalt

Johann Nepomuk Prestinari (Schluß)
August Rapp
Otto Rayle
Eugen von Regenauer
Leopold Regensburger
Max Reichert
Rudolf Reul
Franz Xaver von Riedmüller
Ludwig Riegel
Erwin Rohde
Ludwig Hermann Rolfus
Jacques Rosenhain
Gustav von Rotteck
Karl Roux
Freiherr Rudolf Rüdt von Collenberg-Eberstadt
Robert Salzer
Joseph Viktor Sarrazin
Kosmas Sayer
August Schäfer
Karl Heinrich Schaible
Moritz Schauenburg
Oskar Schellenberg
Ludwig Schenk
Andreas Schill
Karl Freiherr Schilling von Canstatt
Karl Schmezer
Karl Joseph Schmitt
Karl Heinrich Freiherr Roth von Schreckenstein
Mina Schrickel
Alwine Schroedter
Karl Schuberg
Friedrich Schwoerer
Wilhelm Sebring

9. Heft



Heidelberg 1905
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Verlags-Archiv Nr. 79

gehende Anhänger der atavistischen Lehre mögen eine Bestätigung ihrer Theorie darin finden, daß Prestinari durch sein ganzes Leben im Sommer mit der Sonne, im Winter aber lange vor ihr sein Tagewerk begann. Der Verlust seiner ausgezeichneten Mutter, den Prestinari im Alter von vier Jahren erlitt, bedeutete für ihn ein folgenschweres Unglück. Daß seiner Jugend der sanfte, mütterliche Einfluß fehlte, darauf dürfte zum guten Teil eine gewisse Härte und Eckigkeit seines Wesens zurückzuführen sein. Als Zehnjährigen nahm ihn der Speierer Kanonikus Heller in Bruchsal zu sich, und es scheint, daß der aufgeweckte Knabe seine ganze Gymnasialzeit unter der Obhut dieses geistlichen Verwandten verlebte. Heller hatte damit keine leichte Aufgabe übernommen; denn der kleine Hannes zählte nicht nur zu den begabtesten, sondern auch zu den wildesten Buben des Städtchens. Als man ihm wegen der vielen Hosen, die er zerriß, lederne anschaffte, war er sehr befriedigt, „weil er nun um so ungestörter auf alle Bäume klettern konnte". Dem Wunsche seines Oheims Gall folgend, widmete er sich die ersten zwei Universitätssemester in Heidelberg dem Studium der Medizin, doch ohne Neigung, ja mit steigendem Widerwillen. Galls Tod gab ihm 1828 die Freiheit seines Entschlusses zurück, und nun wandte er sich sofort den kameralistischen Studien zu; denn Rechnen, Finanzgeschäfte, aus der Erde den größtmöglichen Vorteil ziehen: in diesen Dingen lag sein Lebenselement. In seiner Neigung und Begabung dafür verriet sich das italienische Blut seiner Voreltern, wie denn das Durchschlagen des Volkscharakters der Ahnen in Prestinaris ganzem Wesen jedem Kenner des lombardischen Stammes in die Augen sprang. In der Mathematik war er schon als Gymnasiast so stark, daß ein Volksschullehrer bei ihm darin Unterricht nahm. Sein Abgangszeugnis vom Gymnasium lautet in diesem Gegenstande auf vorzüglich. Später soll ihm eine Lehrstelle für Mathematik in Freiburg angetragen worden sein, die er jedoch ausschlug. In Heidelberg wohnte er mit seinem Freunde Träger zusammen bei einem Schneider in der Sandgasse. Sein vornehmster Lehrer an der Universität war Rau. Bei ihm hörte er Nationalökonomie, Finanz, Politik, Polizei, Landwirtschaftslehre, Technologie und Handelslehre, bei Mittermaier deutsches Privatrecht, bei Zachariä Naturrecht, Staatsrecht, badisches Verfassungsrecht, bei Schlosser neueste Geschichte, bei anderen Chemie, Botanik, Geometrie, Mechanik, Bergbau, Forstwissenschaft. Theoretisch also auf das umfassendste vorgebildet, wurde er im April 1832 als Gehilfe der großherzoglichen Domänenverwaltung in Bruchsal verpflichtet.

[illegible]chen unbeirrt schalten und walten ließ. Ja Prestinari konnte sogar verhindern, daß Verfügungen des Ministers, wie die, daß die Gehälter der entflohenen Beamten nicht ausbezahlt würden, zur Ausführung gelangten. Wohl wurden anfangs Stimmen laut, welche verlangten, nach Entfernung des Staatsoberhauptes und der Minister hätten alle Staatsbeamten von ihren Stellen abtreten sollen. Die Beamten der Ministerien rechtfertigten in dem „Amtlichen Protokoll über das Verhalten der großherzoglich badischen Ministerialmitglieder während der Revolution vom 13. Mai bis 25. Juni 1849“ und in der Denkschrift über „Die Lage und das Verhalten der Mitglieder der großherzoglich badischen Ministerien während der Revolution“ das Verbleiben auf ihrem Posten und ihre Haltung gegenüber dem Landesausschusse, und bald einigte sich die öffentliche Meinung dahin, daß sie durch ihr Ausharren noch größerer Entmutigung vorbeugten und die Verwirrung fernhielten, welche das Eindringen der Elemente des Umsturzes in ihre Ämter zweifellos heraufgeführt haben würde. Für die Entscheidung der Ministerialräte der Finanzen und des Innern kam hinzu, daß ihre Vorstände sie aufgefordert hatten, die Geschäfte, so gut es gehe, auch nach ihrer Entfernung fortzuführen. Die Verpflichtung der Beamten auf die Reichsverfassung hatte nichts Bedenkliches, da ja diese Verfassung auch von der Staatsregierung anerkannt war. Eine Verpflichtung auf die Befolgung der Anordnungen des Landesausschusses dagegen wurde von den Beamten nur unter Wahrung ihrer Pflichten gegen die Landesverfassung, also auch gegen das Landesoberhaupt übernommen, sie bezog sich nur auf einen tatsächlichen Zustand, enthielt keine Huldigung, kein Versprechen der Treue, nichts, was dem früheren Eide der Beamten widersprochen hätte. — Ein neuer Lebensabschnitt sollte für Prestinari beginnen, als Fürst Karl Egon III. von Fürstenberg, der 1854 das Erbe seines Vaters übernahm, die Notwendigkeit erkannte, die Verwaltung seiner ausgedehnten Domänen einer gründlichen Reorganisation zu unterziehen und zu diesem Zwecke eine hervorragende Kraft an ihre Spitze zu stellen. 1856 erging an Prestinari der vom Fürsten mit Vorwissen des Regenten von Baden gestellte Ruf, als sein Domänendirektor die Leitung der fürstlichen Verwaltung in Donaueschingen zu übernehmen. Der Entschluß ist Prestinari nicht leicht geworden. Hatte er doch in Karlsruhe die unbestrittene Anwartschaft, dereinst Nachfolger des Finanzministers zu werden. Zuletzt wurde der Eindruck, den der edle Fürst bei persönlicher Erneuerung seines Antrags auf Prestinari machte, für seine Annahme bestimmend.

41*

In Donaueschingen erwarteten ihn schwierige Aufgaben. Der Mann, der sie lösen sollte, mußte eisernen Fleiß und gediegene Sachkenntnis, Energie und Unerschrockenheit, Selbstverleugung und Menschenkenntnis besitzen. Mit allen diesen Vorzügen in ungewöhnlichem Maße ausgerüstet, verstand Prestinari alle Schwierigkeiten zu überwinden, und bald zeigten die günstigen Erfolge auf allen Seiten, daß der Fürst in ihm die richtige Persönlichkeit erkoren hatte. Unterstützt durch den mächtigen Aufschwung des Verkehrs, der mit der Periode seiner Verwaltung zusammenfiel, verstand er die Einnahmen aus den Domänen außerordentlich zu heben und eine Ära der Blüte in den fürstlichen Finanzen heraufzuführen, wie sie weder zur Zeit der Reichsunmittelbarkeit des Fürstentums noch seit seiner Mediatisierung erhört war. Und diese Blüte kam nicht nur dem fürstlichen Hause, sondern auch dem Lande zustatten. Das Verhältnis zwischen Prestinari und dem Fürsten gestaltete sich mehr und mehr zu einem idealen, da jeder der beiden die Eigenart des andern gelten ließ und ihn in dieser hochschätzte. Nur an der Seite eines so gerechten Fürsten, der unerschütterlich treu zu seinem ersten Berater stand, war es Prestinari möglich, die vielen Anfeindungen zu überwinden, welche die zur Notwendigkeit gewordene, gründliche Reform der Verwaltung mit sich brachte und dem neuen Geiste strammer Ordnung, der an die Stelle des früheren laissez faire, laissez aller trat, die Bahn zu brechen. Von den niederen Stellen bis zu den höheren Ämtern wurden fortan nur tüchtige Kräfte, die Prestinari mit Scharfblick auszulesen verstand, in den Dienst des Fürsten berufen. Im Dienste war Prestinari von einer Strenge, die Fernerstehenden zuweilen den Eindruck der Härte machen konnte. Vielleicht war er zu sehr geneigt, seine eigene Arbeitskraft und Bedürfnislosigkeit auch bei anderen vorauszusetzen. Aber wer seine Pflicht treu erfüllte, konnte immer seines Schutzes und seiner Unterstützung gewiß sein. Eine Reihe von stattlichen und gediegenen Neubauten in Donaueschingen, wie die Domänenkanzlei, der Karlsbau mit den Sammlungen, die fürstliche Reitschule und der Marstall, die Gewächshäuser des Blumengartens verrieten auch dem Wanderer, daß eine neue Epoche in der fürstlichen Verwaltung angebrochen sei. Der Sennhof in Donaueschingen gestaltete sich zu einer Musterwirtschaft. Auf vielen Pachthöfen erstanden Neubauten, andere wurden gründlich ausgebessert. Unrentable Betriebe, so 1862 alle Berg- und Hüttenwerke, wurden aufgegeben. Die Brauerei in Donaueschingen wurde vergrößert, der Betrieb hier und in Friedenweiler verbessert.

Die fürstenbergischen Waldungen, meist im Schwarzwald liegend, gehören zu den schönsten in Deutschland. Sie sind so ausgedehnt, daß ihre Verwaltung in den Händen von zwei Forsträten und 13 Oberförstern liegt. Entsprechend ihrer großen Bedeutung, fand die Forstwirtschaft durch glückliche Aufforstungen, Straßenbauten, Waldwege u. s. w. die eifrigste Pflege. Oft war der Aufwand für die Verbesserung des Stammgutes von der Art, daß er, vom rein privatwirtschaftlichen Standpunkte betrachtet, die Rente der Gegenwart schmälerte. Aber mit Recht hat der Biograph des Fürsten Karl Egon alle diese Maßregeln als Akte volkswirtschaftlicher Klugheit bezeichnet. Neben der Verbesserung der Wirtschaft betrachtete die Verwaltung die Schaffung klarer Rechtszustände, die in den verwickelten Verhältnissen des ausgedehnten Domänenbesitzes oft nicht leicht war, als eine ihrer wichtigsten Aufgaben. Die fürstenbergische Hausschuld, die noch aus den Kriegszeiten am Beginne des 19. Jahrhunderts stammte, konnte nun mit Leichtigkeit getilgt werden. Der blühende Stand der Finanzen gestattete die reichliche Unterstützung zahlloser gemeinnütziger Unternehmungen und Wohltätigkeitsvereine. Das Donaueschinger Krankenhaus wurde gründlich erneuert, das Schloß in Hüfingen als fürstenbergisches Landesspital eingerichtet. Durch den finanziellen Aufschwung wurde auch erst die Möglichkeit zu den idealen Leistungen geschaffen, durch welche die Epoche des Fürsten Karl Egon III. sich nicht minder als auf wirtschaftlichem Gebiete auszeichnete. Die zweckmäßige Unterbringung der Gemälde-, Skulpturen-, naturwissenschaftlichen und ethnographischen Sammlungen, die Begründung oder Vermehrung der letzteren Sammlungen sowie des berühmten Kupferstich- und des besonders reichen Münzkabinetts, der Bibliothek, der wissenschaftlichen Kataloge der Handschriften und der Gemälde, der gelungenen Restauration des herrlichen Rittersaales im Heiligenberger Schlosse und der Schloßkapelle daselbst, die Restauration der Burg Wildenstein im Donautal, die monumentale Fassung der Donauquelle, der Prachtbau der Gruftkirche des fürstlichen Hauses in Neidingen, die umfassenden historischen Arbeiten des Archivs für die Geschichte des fürstlichen Hauses und der fürstlichen Lande: alles das wurde nicht nur durch den von Prestinari gezeitigten wirtschaftlichen Aufschwung ermöglicht, Prestinari hat auch vieles davon angeregt und die Ausführung sachverständig beraten. Dem rein künstlerischen und wissenschaftlichen Leben stand er zwar nach seiner Vorbildung fern. Seine Bedeutung aber hat er vollauf gewürdigt, und in Bausachen, mit denen er sich mit Vorliebe beschäftigte, schätzten auch

die Architekten sein einsichtsvolles Urteil. „Ihre mustergültige Führung der Verwaltung“, schrieb ihm Fürst Karl Egon zum 82. Geburtstage, „ist der Stolz meines Hauses.“ „Bis zu seinem letzten Herzschlage“ nannte er sich seinen dankbaren Fürsten. Im ganzen Lande verbreitete sich der Ruf dieser Verwaltung. 1879 wurde Prestinari das Kommandeurkreuz des Zähringer Löwenordens, 1886 aus Anlaß des 50. Jahres seiner amtlichen Wirksamkeit der Stern zu diesem Orden verliehen. Aber auch außerhalb der badischen Grenzpfähle wurde man auf Prestinari aufmerksam. Die Leitung der neugeschaffenen Reichsbank in Berlin wurde ihm angetragen. Aus Liebe zu seinem Fürsten und zur badischen Heimat hat er den ehrenvollen Antrag abgelehnt. Während des Krieges von 1870/71 war ihm keine Gabe für die Streiter und die Verwundeten des deutschen Heeres zu hoch erschienen. Wie ein Jüngling war er begeistert von den glorreichen Siegen, von dem neu erstandenen einigen Deutschland. Er sah in diesen Ereignissen die gerechte Sühne für die Unbilden und die Knechtung, die Deutschland vordem durch die Franzosen widerfahren war und die er als geborener Pfälzer besonders tief empfand. Im Denken und Fühlen war er ein durchaus deutscher Mann. Als die Zentrumspartei nach dem Friedensschlusse eine dem jungen Reiche feindselige Haltung annahm, geschah es mit auf seinen Rat, daß sein Fürst sich öffentlich von ihr lossagte. — Daß Prestinari ein Charakter von unbeugsamer Festigkeit und Rechtlichkeit war, wurde auch von seinen Gegnern nicht bestritten. Ganz in der Arbeit aufgehend, von außerordentlicher Mäßigkeit, von den einfachsten Lebensgewohnheiten, fand er fast seine einzige Zerstreuung in der Pflege seines Gartens. Wenn Gäste die von ihm okulierten hochstämmigen Rosen bewunderten, konnte ein seltenes Lächeln seine ernsten Mienen umspielen. Seiner Familie war er der zärtlichste und sorgsamste Gatte und Vater. Aus seinen Briefen an seine Braut und Frau spricht eine Innigkeit und Glut der Empfindung, die dem ernsten, wortkargen und dem Anschein nach einseitigen Verstandesmenschen wohl wenige zugetraut hätten. Die Gabe der Rede war ihm versagt, aber die Feder führte er mit Meisterschaft. In seinem Stil war kein Wort zu viel und zu wenig und jeder Ausdruck der treffendste, den man wählen konnte. Eine vornehme Verachtung der aura popularis gehörte zu seinen hervorstechendsten Zügen. Entstellungen und falschen Auslegungen seines Tuns und Lassens entgegenzutreten hat er kaum je der Mühe wert befunden. Um sein Charakterbild zu vollenden, räumt der Biograph am besten ihm selbst

das Wort ein. Wenn er an seine Braut schrieb: „Ich hege nur die Besorgnis, daß meine Persönlichkeit mit ihren schroffen, dem konventionellen Leben abgewandten Eigenheiten auch in Zukunft keine Geschmeidigkeit annehmen und sich nicht bemeistern lassen wird", hat er seine Entwicklung richtig vorhergesehen. „Wenn ein Gegenstand meine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt", schreibt er ein andermal, „so wird er zergliedert und nicht eher verlassen, als bis mein Wissen in Betrachtung seiner Beziehungen erschöpft ist." „Einfachheit der Lebensweise ohne Rücksicht auf Ton und Mode, Einsamkeit der Studierstube, einige Freunde, öftere Spaziergänge und hin und wieder eine Reise machen mir das Leben angenehm. Geräusch, Aufwand, Gastereien und Gelage, zahlreicher Umgang, Unterhaltung großer Bekanntschaften und Gunstbuhlerei mit ihren Auswüchsen und ihrem Gefolge sind mir zuwider, gesellschaftliche Zusammenkünfte, Theater und Bälle gefallen mir selten. Tausend Dinge, die andere ergötzen, machen mir Langeweile." Endlich: „Gutmütigkeit in unbeschränktem Walten lasse ich mir nicht gern nachsagen, weil sie dem Mißbrauch ausgesetzt ist und ohne verständige und besonnene Anwendung nur Verderben stiftet." Wer Prestinari genau gekannt hat, dem sind antike Charaktere wie ein Cato d. ä. verständlicher geworden. — Quellen: Personalakten, Korrespondenzen, Mitteilungen der Familie; Gutmann, Karl Egon Fürst zu Fürstenberg, in Schriften d. Vereins f. Geschichte u. Naturgeschichte der Baar in Donaueschingen, VIII, 15ff. *

August Rapp,

geboren am 30. August 1821 in Ketsch, Amt Schwetzingen, besuchte das damalige Pädagogium (jetzt Realschule) in Emmendingen und das Lyceum (jetzt Gymnasium) in Freiburg, woselbst er im Herbst 1843 die Reifeprüfung bestand. Auf der Universität Freiburg hörte er theologische Vorlesungen bei Hug, Schreiber und Schleyer, philologische bei Baumstark und Feuerbach, sowie mathematische bei Oettinger. Im November 1846 wurde er nach bestandener Staatsprüfung als Lehramtspraktikant rezipiert, Ostern 1847 an das Progymnasium in Donaueschingen, Herbst 1848 an das Progymnasium (jetzt Gymnasium) in Tauberbischofsheim, Ostern 1849 an das Progymnasium (jetzt Gymnasium) in Offenburg gewiesen. Im Herbst 1852 wurde er definitiv als erster Lehrer und Vorstand an der höheren Bürgerschule in Ettlingen angestellt, Ostern

1860 als etatmäßiger Lehrer nach Donaueschingen versetzt und daselbst im Mai 1863 zum Professor ernannt. Im Herbst 1865 kam er in gleicher Eigenschaft an das Lyceum (jetzt Gymnasium) in Rastatt, wo er sich 1866 mit Emma Eisenlohr, Tochter des Stadtpfarrers Eisenlohr in Lichtenau, verehelichte. Herbst 1882 zuruhegesetzt, lebte er einige Jahre in Karlsruhe, sodann in Freiburg, wo er am 31. Juli 1897 starb. Seine Hauptstudien wandte der pflichteifrige Lehrer der Cäsarlektüre zu, die auch viele Jahre hindurch den Hauptteil seiner Gymnasialtätigkeit bildete. — Schriften: 1) Historisches Register zu Cäsars Denkwürdigkeiten des gallischen und Bürgerkrieges. 2 Teile, Beilagen zum Offenburger Progymnasialprogramm 1850 und 1851. — 2) Die Helvetier im Jahre 58. 3 Teile, Beilagen zum Donaueschinger Progymnasialprogramm 1863, 1864, 1865. — Quellen: Personalakten und Schulprogramme.

Oster.

Otto Rayle,

geboren am 6. November 1831 in Graben als Sohn des Apothekers Karl Friedrich Rayle, wurde 1852 Leutnant im damaligen badischen 4. Infanteriebataillon, 1859 Oberleutnant im 2. Füsilierbataillon und 1866 Hauptmann im 1. Füsilierbataillon, das während des Krieges der Reservebrigade zugeteilt war und an den Operationen der Bundestruppen gegen die preußische Mainarmee nicht teilnahm. 1870/71 Kompagniechef im 6. Infanterieregiment, führte er mehrmals ein Bataillon und nahm an der Belagerung von Straßburg, den Gefechten bei Dijon (30. Oktober 1870), Autun (1. Dezember), Châteauneuf (3. Dezember) und Mont le Vernois (5. Januar 1871) teil. Vom 12. bis 18. Januar war Rayle mit zwei Kompagnien seines Regiments und einem Zug Dragoner zur Bedeckung einer Abteilung bayerischer Pioniere kommandiert, welche den Auftrag hatten, die Straße über den Elsässer Belchen ungangbar zu machen. Nach der Rückkehr vom Gebirge stieß die Kolonne bei dem Dorfe Clairegoutte auf Nachzügler der auf dem Rückzug befindlichen Bourbakischen Armee und warf dieselbe in energischem Angriff aus dem Dorf, wobei ein Offizier und 75 Mann gefangen genommen wurden. Nach Beendigung des Krieges trat Rayle in das preußische Heer über, wurde Major, Oberstleutnant und zuletzt Oberst und Kommandeur des Infanterieregiments Prinz Friedrich der Niederlande Nr. 15. 1888 nahm er seinen Abschied; 1896 bei der 25jäh-

rigen Gedächtnisfeier der Tage von Belfort wurde ihm der Charakter als Generalmajor verliehen. Er starb nach langem schweren Leiden am 24. Mai 1900 in Wiesbaden. (Bad. Militärvereinsblatt 1900, 209.)

Eugen von Regenauer

wurde am 11. Juni 1824 in Karlsruhe geboren. Sein Vater, Franz Anton Regenauer, war damals Domänenrat an der eben erst errichteten Hofdomänenkammer, in seinen späteren Lebensjahren Staatsminister der Finanzen (vgl. Bad. Biogr. 2, 163 ff.). Der Sohn machte seine Studien auf dem Lyceum seiner Vaterstadt, von 1842—1846 auf den Universitäten Heidelberg und München. In Heidelberg hörte er Mathematik bei Schweins, Psychologie bei von Reichlin-Meldegg, Physik und Technologie bei Jolly, Geschichte bei Schlosser und Häußer, Institutionen bei Vangerow, Botanik bei Bischoff, Chemie bei Delffs, Geologie bei Leonhard, Finanzwissenschaft bei Rau, Staatsrecht bei Zöpfl, Juristische Enzyklopädie bei Deurer, Privatrecht bei Mittermaier, Französisches und Badisches Landrecht bei Roßhirt, Naturrecht bei Morstadt, in München, wo er das Sommersemester 1845 zubrachte, Nationalökonomie bei Hermann, Forstwissenschaft bei Papius, Ästhetik und Kunstgeschichte bei Thiersch. Im Herbst 1847 wurde Regenauer zur Staatsprüfung zugelassen und im Dezember mit dem Prädikat „gut befähigt" unter die Zahl der Kameralpraktikanten aufgenommen. Seine erste Anstellung erhielt er als Hauptzollamtsgehülfe in Mannheim, wo er am 30. August 1848 das Zeugnis seiner Vorgesetzten erhielt, daß er sich als ein sehr tüchtiger und brauchbarer Geschäftsmann ausgezeichnet habe und als ein fleißiger, wissenschaftlich gebildeter, intelligenter junger Mann schon nach so kurzer Zeit soviel leiste wie andere, die schon jahrelang im Zollwesen beschäftigt seien. Besonders wurde seine ersprießliche Tätigkeit im neuen Rheinhafen während des mehrtägigen Kampfes zwischen den königlich preußischen Truppen in Ludwigshafen und den Aufständischen in Mannheim im Jahre 1849 anerkannt. Am 25. August dieses Jahres bei dem Hauptzollamt Mannheim als Assistent angestellt, wurde er am 13. Oktober zum Hauptsteueramt in Altbreisach versetzt, am 4. November 1850 zum Assistenten im Sekretariat der Zolldirektion befördert und am 12. November 1851 in gleicher Stellung in das Finanzministerium berufen. In den Akten findet sich die Äußerung: „Sein Fleiß und seine Auffassungsgabe in Verbindung mit seiner wissenschaftlichen Bildung machen

ihn zu einem unserer brauchbarsten und tüchtigsten Beamten". Am 29. Mai 1852 erfolgte seine Zuteilung zu dem Kollegium der Zolldirektion als Referent mit Sitz und Stimme, jedoch ohne Staatsdienereigenschaft; bei der gleichen Behörde wurde Regenauer im Januar 1853 Finanzassessor, im November 1856 Finanzrat. Im Januar 1857 zum Ministerialrat mit dem Titel Legationsrat beim Ministerium des Großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, wurde er im Juni 1860 als Ministerialrat in das Finanzministerium versetzt. Im Jahre 1864 wurde Regenauer Stellvertreter des Ministerialrats Walli zur Vertretung des Staatsinteresses in Fragen der Steuerverwaltung beim Verwaltungsgerichtshofe, 1868 zum Geheimen Referendär befördert und zum Mitglied der Ministerialkommission für die neue Katastrierung der landwirtschaftlichen Gebäude, im Oktober 1870 zum Steuerdirektor ernannt. Während des deutsch-französischen Krieges wurde ihm eine höchst ehrenvolle Berufung in das Elsaß zuteil. Durch eine Kabinettsordre des Königs von Preußen vom 14. August 1870 war das „Generalgouvernement im Elsaß" gebildet worden, dessen Bezirk zunächst aus den okkupierten Teilen des Elsaß bestand, während später Teile des Generalgouvernements Lothringen, sowie die Kantone Schirmeck und Saales hinzukamen, so daß das Generalgouvernement, abgesehen von den Änderungen infolge des Friedensvertrages, den Bezirk des jetzigen Reichslandes Elsaß-Lothringen umfaßte. Die Civilverwaltung dieses Generalgouvernements war einem Civilkommissar übertragen worden, welcher die ministeriellen Befugnisse ausübte. Die Steuererhebung in demselben sollte nach Maßgabe der bestehenden französischen Gesetzgebung erfolgen. Zu diesem Zwecke war als Kommissar für die Verwaltung der indirekten Steuern und Zölle der Vereinsbevollmächtigte bei der badischen Zolldirektion, der königlich preußische Geheime Regierungsrat von Lessing nach Hagenau, dem vorläufigen Sitze des Generalgouvernements, berufen worden und dort am 17. September 1870 eingetroffen. Seine Aufgabe ging dahin, die Wiedereinrichtung der infolge der Kriegsereignisse völlig sistierten Erhebung der indirekten Steuern in die Wege zu leiten und, da die Wiedervereinigung Elsaß-Lothringens mit dem Deutschen Reiche schon damals beabsichtigt war, die Errichtung einer Zollgrenze gegen Frankreich vorzubereiten. Herr von Lessing, der sich infolge eines zunehmenden Augenleidens der ihm gestellten Aufgabe bald nicht mehr gewachsen fühlte, hatte um seine Rückberufung gebeten. An seine Stelle wurde Regenauer berufen, der am 26. Oktober in Straß-

burg eintraf, um die vorläufige Einrichtung der Verwaltung der indirekten Steuern und Zölle zu leiten. Der Gang dieser Organisation ist in einer Abhandlung des Geheimen Finanzrats Kirsch: „Die indirekten Steuern und Zölle in Elsaß-Lothringen" (abgedruckt im Finanzarchiv von Georg Schanz, 5. Jahrgang 1882, Band II, Seite 1 ff.) eingehend dargestellt. Bei Lösung dieser schwierigen Aufgabe, während deren Regenauer auch an den Verhandlungen über die Abtretung der nicht zum Elsaß gehörigen, vor 1697 deutsch gewesenen Kantone Schirmeck und Saales an Deutschland in hervorragendem Maße beteiligt war, bewährte er sein bedeutendes Organisationstalent in aufopfernder Tätigkeit so erfolgreich, daß die Verwaltung von Elsaß-Lothringen seine Arbeitskraft sich dauernd zu erhalten wünschte. Regenauer aber hielt es, so erfreulich und erhebend ihm die Wirksamkeit in dem wiedergewonnenen Reichslande war, in erster Reihe für seine Pflicht, seine Dienste der ihm über alles teuren Heimat zu widmen und kehrte am 19. April 1872 wieder in seine Stellung als Steuerdirektor in Karlsruhe zurück. In Anerkennung der aufopfernden Tätigkeit, mit welcher er die Organisation und Verwaltung des Zoll- und indirekten Steuerwesens von Elsaß-Lothringen im gemeinsamen Reichsinteresse während fast 1½ Jahren geleitet hatte, verlieh ihm der Deutsche Kaiser das Eiserne Kreuz zweiter Klasse am weißen Bande und den Kronenorden zweiter Klasse. Von seinem Landesherrn erhielt Regenauer im Jahre 1875 das Kommandeurkreuz zweiter Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen und am 24. Februar 1876 wurde ihm als Vorstand der zur Leitung der neuen Einschätzung des landwirtschaftlichen Geländes und der Gebäude gebildeten Ministerialkommission die höchste Anerkennung ausgesprochen. Im September 1880 wurde die Intendanz der Hofdomänen und die Hoffinanzkammer aufgehoben und deren Geschäftskreis einem neu errichteten Oberhofamt, der Generalintendanz der Großherzoglichen Civilliste, übertragen. Zu deren Präsidenten wurde Steuerdirektor Regenauer ernannt. Auch in dieser Stellung, in welcher manche Schwierigkeiten zu überwinden, manche Friktionen auszugleichen waren, bewährte Regenauer sein Verwaltungs- und Finanztalent und seine unermüdliche Arbeitskraft. Die Vielseitigkeit der ihm obliegenden Geschäfte konnte nur ein Mann beherrschen, der mit einer strengen Gewissenhaftigkeit und einem jede Rücksicht auf sein persönliches Befinden außer acht lassenden Pflichtgefühle eine klare Einsicht in alle Lebensverhältnisse und ein stets reges Wohlwollen verband. Die Anerkennung, die ihm der Großherzog bei manchen Anlässen gezollt

hatte, wurde ihm mit vollem Rechte auch im Mai 1890 zuteil, nachdem er vom Abgang des Generalintendanten des Großherzoglichen Hoftheaters Gustav zu Putlitz bis zum Dienstantritt seines Nachfolgers Dr. Bürklin mit der Oberleitung der Hofbühne betraut gewesen war. In seiner amtlichen Stellung verstand Regenauer es ganz vortrefflich, die ihm anvertraute Wahrung der finanziellen Interessen des Großherzogs und seines Hauses mit den stets der öffentlichen Wohlfahrt zugewandten Wünschen seines Herrn, mit den vielen Verpflichtungen, die dem Landesherrn sein hoher fürstlicher Beruf auferlegt, mit der Freigebigkeit des Großherzogs und der Großherzogin auf allen Gebieten des Lebens zu vereinigen. Gütig und wohlwollend gegen jedermann, voll warmer Fürsorge für die Armen, ist er vielen ein Wohltäter gewesen, dessen Andenken in dankbaren Herzen fortlebt. — Regenauer, dessen Vater einer der Begründer der Allgemeinen Versorgungsanstalt im Großherzogtum Baden gewesen war, gehörte seit 1861 ihren Verwaltungs- und Aufsichtsorganen an und stand von 1879 bis zu seinem Tode an der Spitze der Anstaltsleitung. Während dieser 36 Jahre hat er die hohen Eigenschaften, welche ihn im öffentlichen und privaten Leben auszeichneten, auch der Versorgungsanstalt mit wahrhaft herzlichem Interesse gewidmet und in nie ermüdender Pflichttreue bis in seine letzten Tage ihr unschätzbare Dienste geleistet. Er war auch Mitglied des Aufsichtsrates der Rheinischen Hypothekenbank in Mannheim. — Seinem Landesfürsten diente Regenauer in unverbrüchlicher Hingebung, dem Staate widmete er seine ganze Kraft. Er war zu allen Zeiten ein deutscher Patriot, glücklich, daß er die Gründung und Erstarkung des Reiches erleben durfte. Als gläubiger Katholik hielt er fest und streng an den Satzungen seiner Kirche, jedoch ohne sich der Richtung anzuschließen, welche das Glaubensbekenntnis zur Grundlage einer politischen Parteibildung machte. Als im Jahre 1893 bei den Wahlen zum Reichstage das Zentrum die Bekämpfung der zu erwartenden Militärvorlage auf sein Banner setzte, stellte Regenauer sich an die Spitze einer stattlichen Zahl kirchentreuer Katholiken, die am 11. Juni einen von ihm verfaßten Aufruf an ihre Glaubensgenossen im X. badischen Reichstagswahlkreis ergehen ließen. Dieser forderte in warmen Worten auf, ohne Rücksicht auf sonstige Parteistellung zur Vermeidung einer Zersplitterung der Stimmen keinen Gegner dieser Vorlage zu wählen. Und er war hocherfreut, als die Wahl in diesem Sinne ausfiel. — Im persönlichen Verkehr war Regenauer von herzgewinnender Liebenswürdigkeit. Ein schönes Familienglück

war ihm an der Seite seiner Gemahlin Anna, Tochter des Hofrats Dr. Heine in Cannstadt, beschieden. Aus dieser Ehe entstammte ein Sohn, der den militärischen Beruf ergriff und als Hauptmann im Infanterieregiment Fürst Karl Anton von Hohenzollern (1. Hohenzollerisches) Nr. 40 in Köln mit Hinterlassung eines Knaben noch zu des Vaters Lebzeiten starb, und einer mit dem Professor der Geschichte an der Universität München, Dr. Grauert, vermählten Tochter. Im Jahre 1885 wurde Regenauer vom Großherzog durch Verleihung des erblichen Adels, 1888 durch Ernennung zum Geheimen Rat I. Klasse mit dem Prädikat Exzellenz ausgezeichnet. — Ein schweres und schmerzhaftes Leiden zwang Regenauer, nachdem er, so lange seine Kräfte es gestatteten, seinem Amte vorgestanden, seine Versetzung in den Ruhestand zu erbitten, die am 2. Januar 1897 erfolgte. Nach scheinbarer Erholung erlag er unerwartet einem Schlaganfall am 6. Dezember des gleichen Jahres. (Personalakten. Karlsruher Zeitung 1897, Nr. 521. Bettelheim, Biographisches Jahrbuch, Bd. II, Seite 281 ff.) v. Weech.

Leopold Regensburger,

Rechts- und Fiskalanwalt, war geboren zu Eppingen am 27. Februar 1834 und starb zu Karlsruhe am 22. Januar 1900. Er besuchte die Gymnasien in Bruchsal und Karlsruhe und die Universität Heidelberg, wurde 1858 Rechtspraktikant, 1860 Referendar, 1864 Staatsanwalt in Heidelberg, erhielt 1867 den Rang als Kreisgerichtsrat. Im November 1867 gegen seinen Willen nach Offenburg versetzt, schied er aus dem Staatsdienst aus, wurde 1868 Rechtsanwalt in Heidelberg, 1872 in Mannheim und ließ sich 1880 beim Oberlandesgericht Karlsruhe als Anwalt nieder. Im Jahre 1886 erfolgte seine Ernennung zum Fiskalanwalt als Nachfolger seines Kollegen Rudolf Kusel. — Regensburger galt mit Recht als einer der begabtesten und kenntnisreichsten badischen Anwälte. Seine Arbeitskraft war erstaunlich, sein Wissen ein weit ausgebreitetes, sein Scharfsinn bewundernswert. Mit diesen ihn für seinen Beruf befähigenden Eigenschaften verband er eine tiefe allgemeine Bildung und einen unermüdlichen Fleiß. Mit größter Gewissenhaftigkeit und unermüdlichem Eifer vertrat er die ihm anvertrauten Interessen. Das Vertrauen seiner Kollegen berief ihn in den Vorstand der Anwaltskammer, dem er viele Jahre angehörte. Sein Wohlwollen gegenüber jüngeren Standesgenossen verschaffte ihm auch

deren Sympathien. Bei den Gerichtshöfen erfreute er sich hohen Ansehens. Die Verleihung des Ritterkreuzes I. Klasse mit Eichenlaub des Zähringer Löwen galt als eine Anerkennung der erfolgreichen Vertretung des Fiskus in dem bekannten Steuerprozeß mit dem Fürsten von Fürstenberg. In seinem Privatleben von vielfachen Schicksalschlägen heimgesucht, blieb er doch bis zu seinem Tode frisch und rüstig. Der Politik hatte er in jungen Jahren eifrig gehuldigt, er war und blieb bis zu seinem Tode ein Anhänger der nationalliberalen Partei, ohne indes in den letzten Jahrzehnten noch öffentlich hervorzutreten. Weill.

Max Reichert

wurde in Duttenberg im württembergischen Oberamt Neckarsulm als Sohn des Gutsbesitzers Karl Joseph Reichert am 23. März 1830 geboren und besuchte auch daselbst zuerst die Volksschule. Allein die liebevolle Fürsorge, welche die Eltern in der ganzen Erziehung ihres Sohnes erwiesen, wünschte ihm eine bessere Ausbildung zu verschaffen, als sie die Dorfschule bieten konnte. So hatte er auf ihre Veranlassung mehrere Jahre die höhere Schule zu Neckarsulm zu besuchen und erwarb sich hier tatsächlich ein Maß von Wissen und Interesse für geistige Bildung, wie sie bei Angehörigen seines Standes nicht gewöhnlich sind. Nachdem sich Max Reichert den Kaufmannsstand als Beruf gewählt hatte, machte er vom Jahre 1845 bis 1849 in Heidelberg die Lehrjahre durch. Eine Reihe glücklicher Umstände führte ihn dann nach Baden-Baden, wo er 1852 als Gehülfe in das Geschäft des Kaufmanns und damaligen Bürgermeisters Gaus eintrat, hierauf am 1. Juni 1858 sein eigenes Geschäft, eine Kolonialwarenhandlung, eröffnete, wozu später der Betrieb eines Hotels garni hinzukam, im Dezember 1860 Bürger wurde und sich am 23. Oktober 1862 mit Laura Schelble verehelichte. Aus dieser Ehe entsprossen zwei Söhne und zwei Töchter. Den Seinigen war Reichert allezeit ein überaus besorgter und liebevoller Gatte und Vater. Selbstlose Hingabe an das, was er als wahr und recht erkannte, und opferwilliges Eintreten für das Wohl anderer bildete einen Grundzug im geistigen Wesen Reicherts und befähigte ihn ganz besonders auch zur Teilnahme am Gemeinde- und Staatsleben, der er tatsächlich einen großen Teil seiner Lebenszeit widmete. Schon vorher als allzeit bereiter Berater und Helfer unter seinen Mitbürgern bekannt, wurde er um 1865 zum Gemeinderat gewählt, war vom Jahre 1865—75 Bezirksrat, trat

am 12. Oktober 1871 als Abgeordneter für Baden-Bühl in den badischen Landtag ein, dem er bis zu seinem Lebensende angehörte, wurde am 28. September 1874 Kreisabgeordneter, am 13. April 1887 Vorstand des Kreisausschusses und später Mitglied des badischen Eisenbahnrates. Da sich Max Reichert als Landtagsabgeordneter der katholischen Volkspartei, bezw. dem Zentrum, angeschlossen hatte, erfolgte am 22. Januar 1889 seine Wahl als Abgeordneter in den deutschen Reichstag für den Bezirk Offenburg-Kehl; trotz heftiger Kämpfe in den folgenden Wahlen behauptete er auch diese Stellung bis zu seinem Tode. Wie ernst er es mit seiner religiös-politischen Überzeugung nahm und wie sehr sie mit seinem ganzen Leben verwachsen war, beweist die Tätigkeit, die er als Vorstand des katholischen Männervereins in Baden-Baden, als Vorsitzender des Aufsichtsrates der Aktiengesellschaften „Echo von Baden" und „Badenia" in Karlsruhe entfaltete. Das Bedürfnis seines Herzens, Armen und Kranken Hülfe angedeihen zu lassen und die Gelegenheit, Wohltaten zu spenden, in unermüdlicher Liebe aufzusuchen, veranlaßte ihn, in seiner Heimat einen Vinzentiusverein zu gründen. Trotz der Festigkeit seiner Überzeugung zeigte sich in Reichert niemals Schroffheit oder Härte; er war freundlich, liebenswürdig gegen jedermann, heiter in der Gesellschaft, Freund guter Laune, froh mit den Fröhlichen. Ein Freund der Kunst besaß er ein feines Kunstverständnis, und manches gute Stück, vor allem Ölgemälde, wurde von ihm in seinem Werte erkannt und angekauft. So konnte es nicht ausbleiben, daß er in weiten Kreisen Anerkennung fand und sein Tod, der am 8. März 1900 eintrat, von vielen schmerzlich empfunden wurde. Sein Landesherr hatte Reichert zuerst durch Verleihung des Zähringer Löwenordens II. Klasse, hierauf des Eichenlaubes hierzu, ausgezeichnet. Ehrensberger.

Rudolf Reul

war einer jener unserer talentvollen und tatkräftigen Landsleute, welche, infolge ihres Verhaltens während der stürmischen Jahre 1848 und 1849 gezwungen die Heimat zu meiden, im Ausland einen bedeutenden Wirkungskreis und reiche Gelegenheit zur Entfaltung geistiger und sittlicher Kraft fanden. Er wurde am 24. November 1826 zu Offenburg geboren. Nach Vollendung seiner Gymnasialstudien bezog er die Universität Freiburg, um sich dem Studium der Medizin zu widmen. Als Student der Medizin in seinem letzten Semester, warf sich Reul im

Jahre 1848 mit der ganzen Hingebung einer für die Freiheit und Einheit seines Vaterlandes glühenden Seele in die politische Bewegung. Er wurde gefangen genommen, entkam, und hatte, wie so viele, das bittere Brot der Verbannung zu essen. Niedergedrückt durch das Fehlschlagen seiner teuersten Hoffnungen, suchte er ein Asyl im Lande Washingtons, für den er als Jüngling stets geschwärmt. Dort ließ er sich im Staate Ohio, in einer kleinen Kolonie im Urwalde nieder, aus der allmählich die blühende Stadt Delphos wurde. Als tüchtiger Arzt hatte er keine Schwierigkeit, im fremden Lande seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Er ward mit der Zeit der gesuchteste Arzt der Gegend. Bald war er bei allen Bestrebungen zur Hebung der Bildung und des Wohlstandes der Nachbarschaft tätig, und das allgemeine Vertrauen erhob ihn nach und nach zu hohen Ehrenstellen. Delphos war bei seiner Ankunft gerade in der Entstehung. Das rauhe Pionierleben, die anstrengende Praxis des jungen Arztes, der seine Patienten in fernen Gehöften im Urwalde aufsuchen mußte, ein anhaltendes Malariafieber, die Folge des ersten Anbaues eines reichen Bodens, die Vereitelung seiner Jugendträume, der Verlust der alten Heimat, an der er so sehr hing, und der Gemeinschaft der Jugendfreunde — alles dies versetzte ihn anfangs, trotz materiellen Erfolges, in einen Zustand tiefer Schwermut, der er in Briefen an einen exilierten Freund in England Luft machte. Aber er überwand sie bald, und durch außerordentliche Energie, Ausdauer und Talent wurde er in fremdem Lande und unter fremder Nationalität ein leitender Genius der Gegend. Neben einer ermüdenden Praxis, die ihn viele Stunden täglich in den Sattel bannte, nahm er gleich anfangs lebhaften Anteil an der Politik seines neuen Heimatlandes. Er schloß sich natürlich der sog. republikanischen Partei an, welche ihn einmal zum Staats-Senator nominiert hatte. Die Opposition der sog. demokratischen Partei, damals die der Sklavenhalter, verhinderte jedoch die Wahl. Von da an hielt sich Reul fern von der Politik als Berufsfach und widmete sich ausschließlich lokalen oder provinziellen Angelegenheiten. Unter diesen zog schon sehr frühe (1854) das Schulwesen seine größte Aufmerksamkeit auf sich, und in späteren Jahren, bis zu seinem Tode, leitete er, trotz vielseitiger, großer Beschäftigungen, alle Schulen. Er war selbst Examinator der Lehrer und später Präsident des Schulrats. Im Jahre 1865 war er Mitgründer, dann ein Direktor und später, bis zu seinem Tode, der erste Präsident der Nationalbank von Delphos. Im Jahre 1854 verheiratete er sich mit Fräulein

Maria Hepp, einer gebildeten, talentvollen Deutschen, die mit seinen ihm nachfolgenden Verwandten kurz vorher eingewandert war, und die ihm als treue und liebevolle Gefährtin stets zur Seite stand. Er hatte drei Söhne, von denen die beiden älteren später mehrere Jahre in Deutschland an der Alma mater des Vaters — Freiburg — studierten. Reul befand sich bald in Wohlstand, in angenehmer geachteter Stellung. Wie viele hätten nach einer so bittern und leidensvollen Vergangenheit, wie er sie erlebt, nur daran gedacht, ihr wohlverdientes Glück in Ruhe zu genießen! Nicht so Rudolf Reul. Der große Krieg brach aus (1861) in den Vereinigten Staaten, es handelte sich um den Sieg oder Untergang der Union und damit der Freiheit und Menschenrechte. Die Gefahr war groß. Da rief Abraham Lincoln dem Volke zu: „300 000 mehr!" Diesem Notrufe konnte R. nicht widerstehen. Der alte Enthusiasmus von 1848 flammte wieder in ihm auf. In vorgerücktem Alter, Familienvater, verließ er Weib und Kind, Haus und Hof und marschierte gegen die Sklavenhalter. Wie ein Kriegshauptmann der alten Landsknechte pflanzte er seine Standarte auf und in Kürze war eine Kompanie Freiwilliger um ihn versammelt, mit denen er im September 1862 nach dem Kriegsschauplatze zog. Er kämpfte in Kentucky, Tennessee und Georgia, wo er im August 1864 vor Atlanta schwer verwundet wurde. Er machte unerhörte Strapazen durch, denn während des zweiten Winters war ein Teil der Armee, zu der er gehörte, längere Zeit fast ganz von Lebensmitteln abgeschnitten und mußte dazu sehr oft auf der nackten Erde lagern. Bei verschiedenen kleineren Expeditionen, die ihm als Führer anvertraut wurden, zeichnete er sich durch Kühnheit und ruhige Besonnenheit aus. Eine Zeitlang war er dem Generalstabe seiner Armee als Assistant Inspector General beigegeben. Er kämpfte als kommandierender Hauptmann in mehreren großen Schlachten. Sobald aber das Töten vorüber war, wechselte er seine Rolle und half als Arzt die Wunden wieder heilen, die er vorher schlagen half. Nach seiner Verwundung vor Atlanta durch einen Bombensplitter war er gezwungen, nach zweijährigem harten Dienste im Felde, im Spätjahre 1864, seinen Abschied zu nehmen. Bald nach seiner Heimkehr stellten sich bei dem ehedem so robusten Manne die Folgen seiner Verwundung und der unbeschreiblichen Strapazen des Feldzuges ein, dessen Theater eine immense Ausdehnung über dünnbevölkerte Länder hatte, welche sein Heer in Eilmärschen durchwandern mußte. Er wurde leidend, kränklich und blieb es bis zu seinem Ende. Im Jahre 1872 besuchte er zum erstenmal

seine alte Heimat wieder. Es waren indessen 24 Jahre vergangen. Er kehrte von diesem Besuche geistig und körperlich erfrischt nach Amerika zurück. Im Jahre 1873 lag Neul an schwerer, langer Krankheit danieder. Doch erholte er sich wieder und konnte seine Heimat noch einmal, zum letztenmal, besuchen. Auch diesmal wirkte die Heimatsluft wieder belebend und anregend auf ihn. Doch diese Wirkung war nur von kurzer Dauer. Der sonst so entschlossene Mann, der so oft dem Tode ins Antlitz gesehen, verfiel allmählich in einen Zustand großer Niedergeschlagenheit. Er sehnte sich nach seinen Söhnen, die in Deutschland studierten, und rief sie zurück. Sein Leiden verschlimmerte sich rasch, es stellte sich Lähmung ein und am 19. August 1879 entschlief er sanft. Sein sehnlicher Wunsch, seine Söhne noch zu sehen, ging nicht in Erfüllung. So endete ein wohlausgefülltes, wohlverbrachtes Leben, von der frühen Jugend bis zum Tode der Wohlfahrt der Mitmenschen gewidmet. (Karl Schaible in der Londoner Zeitung Hermann Nr. 1144. Dezember 1880.)

Ernst Richard,

Hofmaler und Direktor der Kunsthalle zu Karlsruhe, entstammte einer französischen Emigrantenfamilie. Geboren am 28. Februar 1819 zu Mannheim, vollendete er die in seiner Vaterstadt begonnenen Studien in München und vor allem in Brüssel bei dem bekannten Tiermaler Eugen Verboekhoven. Im Jahr 1846 kam er nach Karlsruhe in eine Assistentenstellung zu dem damaligen Galeriedirektor und Hofkupferstecher Karl Ludwig Frommel, welcher gerade damit beschäftigt war, die Großh. Gemäldesammlung zu ordnen und den Betrieb der Kunsthalle neu zu organisieren. Galerieinspektor unter Karl Friedrich Lessing und Wilhelm Lübke, unter letzterem auch Vorstand des Großh. Kupferstichkabinetts, wurde Richard nach Lübkes Ableben im Jahr 1893 zum Direktor der Großh. Kunsthalle ernannt. Seine stets verständnisvolle, allem Parteigetriebe abholde, lediglich von künstlerischen Motiven bestimmte Leitung dieses hervorragenden Institutes entsprach vollkommen dessen hauptsächlichster Aufgabe, ein Mittelpunkt zu sein des künstlerischen Strebens und Schaffens für das ganze badische Land. Unbeirrt von Vorurteilen oder unberechtigten äußeren Einflüssen verlor er dieses Ziel niemals aus den Augen. Und so gelang es ihm, sich während seiner langen Dienstführung die Anerkennung der gesamten Karlsruher Künstlerschaft zu erwerben und

zu erhalten. Wiederholt wurde unter Richards Leitung die umfangreiche Bildergalerie neugeordnet, zuletzt, nachdem im Jahr 1897 der Anbau an die Kunsthalle nach Nordosten zu vollendet war; und gerade hierbei bewährte sich Richards feines Verständnis für die ihm anvertrauten Kunstschätze. Daß er niemals bei seiner vielseitigen Tätigkeit in Versuchung kam, seine eigene Persönlichkeit in den Vordergrund zu stellen, daß er sich jeder künstlerischen Leistung gegenüber jederzeit der strengsten Unparteilichkeit befleißigte und eigene Leistungen stets für sich selbst reden ließ, das ist ein Verdienst, welches ihm in seiner verantwortungsvollen Stellung nicht hoch genug angerechnet werden konnte; das ist vielleicht wohl auch mit die Ursache, daß die ihm so lange unterstellte Kunstanstalt selbst nur eines von seinen vielen Bildern besitzt, eine „Rinderherde am Wasser"; — die meisten Früchte seines fleißigen Kunstschaffens gingen ins Ausland. Ernst Richard war Inhaber des Kommandeurkreuzes II. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen. Unter herzlicher Anerkennung langjähriger, treugeleisteter Dienste war Richards Zuruhesetzung auf 1. Oktober 1899 bereits ausgesprochen; er rüstete sich von der Stätte zu scheiden, an welcher er über ein halbes Jahrhundert mit so gutem Erfolge gewirkt hatte, da trat der Tod still und sanft zu Häupten des Künstlergreises, und der Auszug aus dem liebgewonnenen Heim sollte ihn zur letzten Ruhestätte führen. Richard starb am 12. Juni 1899. Dr. Cathiau.

Franz Xaver von Riedmüller

wurde am 22. Januar 1829 in Konstanz geboren. Sein Urgroßvater Franz Josef Riedmüller, der aus Schwaz in Tirol stammte, erhielt als k. k. Oberamtsrat in Stockach, damals Hauptstadt der österreichischen Landgrafschaft Nellenburg, am 22. November 1786 durch den Comes palatinus major Fürst von Schwarzenberg den Adel; sein Großvater Josef Anton starb als königlich württembergischer Hofrat 1827 in Ellwangen, sein Vater Franz von Riedmüller 1829 in Konstanz. Dort wuchs der junge Mann heran, der sich erst verhältnismäßig spät der Malerei zuwandte. Von 1856 bis 1861 studierte er unter Schirmers Direktion an der Kunstschule in Karlsruhe. Nach vorübergehendem Aufenthalt in Straßburg und Frankfurt ließ er sich im Jahre 1864 in Stuttgart nieder, wo er verwandtschaftliche Beziehungen hatte und von da an bis an sein Lebensende wohnte. Ein Nachruf nennt ihn einen

„leise auftretenden, immer willkommenen und immer Anmutiges bietenden Gast in den Räumen des württembergischen Kunstvereins". Auch im Kunstverein in Karlsruhe sah man bis vor wenigen Jahren Bilder von seiner Hand ausgestellt, welche Freunde und Käufer fanden. 1873 erhielt er den Titel eines großh. badischen Hofmalers. Ein Sachverständiger urteilt folgendermaßen über Riedmüller als Künstler: „Ein kleines, aber selbständiges Talent, vertiefte sich R. liebevoll in die Natur. Einfachere Landschaften, wie sie der Schwarzwald oder der Bodensee ihm darbot, erfaßte er mit warmem Gefühl und wußte ihre eigentümlichen Stimmungen mit feinem Ausdruck wiederzugeben. Stilles Röhricht im Walde war sein Lieblingsmotiv, und man hat darum seine Bilder als «gemalte Schilflieder» bezeichnet. In einer späteren Epoche suchte er Fühlung mit der jungen Kunst und rang sich zu kräftigeren Naturtönen durch, ohne indessen jemals ganz zur modernen Richtschnur zu schwören." Von besonderer Schönheit und Eigenart sind seine Kohlenzeichnungen, die namentlich in England sehr beliebt waren und in denen er einen Reichtum von Tönen zu gewinnen verstand, den er in der Farbe nie erreichte. — In seinen letzten Lebensjahren war R. von schweren Leiden heimgesucht, von denen ihn am 27. Oktober 1901 ein sanfter Tod erlöste. Er war in erster Ehe mit Wilma von Faber du Faur, welche 1871 starb, verheiratet, 1877 vermählte er sich mit Karoline, Tochter des Maschinenfabrikdirektors Keßler, die ihn überlebte. (Schwäbische Chronik vom 29. Oktober 1901, Nr. 505. Bettelheim, Biographisches Jahrbuch, Bd. VI, S. 167 f. Mitteilungen von Herrn Th. Schön in Stuttgart.) v. Weech.

Ludwig Riegel

wurde am 27. November 1834 zu Kenzingen als Sohn des dortigen Oberamtmanns Joseph R. geboren und starb am 15. Januar 1897 zu Freiburg i. Br., wohin er schon in jungen Jahren mit seinem Ende der 40er Jahre als Stadtdirektor dahin versetzten Vater gekommen war, und das er, von seinen Reisen abgesehen, bis an seinen Tod nicht verlassen hat. Er widmete sich dem Studium der Rechte und wandte sich nach dessen Beendigung der Anwaltschaft zu, folgte aber daneben hauptsächlich literarischen und künstlerischen Neigungen, vornehmlich auf dem Gebiete der Musik. Zu diesem Zwecke suchte er seinen Gesichtskreis durch wiederholte Reisen ins Ausland zu erweitern, namentlich nach

Frankreich und Italien, dessen Kunstrichtungen für die Bildung seines musikalischen Urteils maßgebend wurden. Um reisen zu können, scheute er, dem die Güter dieser Welt wenig galten, keine Entbehrungen und keine Strapazen. Die bei diesen Anlässen gesammelten Erinnerungen und Geistesschätze bildeten seinen Hauptreichtum, von dem er, ohne zu prunken, bescheiden und feinfühlig, wie seine ganze Art es mit sich brachte, in trauten Stunden intimen Freundeskreisen freigebig mitteilte. Als Musikkenner, Musikkritiker und Schriftsteller auf dem Gebiete der Kunst, Geschichte und Literatur war er viel beschäftigt, ohne jedoch Größeres zu leisten. Gründliche technische wie theoretische Musikstudien, reiche Allgemeinbildung und Erfahrung schärften sein Urteil, von dem er jedoch allzeit nur einen milden und liebenswürdigen Gebrauch machte; wo es galt, ein junges Talent zu unterstützen und heranzuziehen, trat er immer und überall mit Freuden ein. Als besondere Liebhaberei betrieb er das Sammeln von Kunstgegenständen und Raritäten aller Art, so daß er im Laufe der Jahre eine ansehnliche Sammlung zusammenbrachte. Da er sie aber zu ordnen und zu katalogisieren unterlassen hatte, wurde sie nach seinem Tode wieder zerstreut, mit Ausnahme des größeren und wertvolleren, die Geschichte und Sammlungen Freiburgs bereichernden Teils, den die Stadt noch kurz vor seinem Hinscheiden zu erwerben vermochte. *

Erwin Rohde

wurde in Hamburg als Sohn eines Arztes am 9. Oktober 1845 geboren, besuchte zunächst 1852—59 das Stoysche Institut in Jena, dann das Johanneum seiner Vaterstadt, um sich darauf kurze Zeit in Bonn, vom Herbst 1865 bis Ostern 1867 in Leipzig unter Ritschls Leitung dem Studium der klassischen Philologie zu widmen. Wieviel er der lebendigen und geistweckenden Persönlichkeit dieses unvergleichlichen Lehrers verdankte, hat er allezeit anerkannt, am wärmsten und schönsten in den beiden Anzeigen von Ribbecks Ritschlbiographie (Kleine Schriften II, 452, 458)*). In der Leipziger Zeit, im Sommer 1866, begann auch

*) Alle Veröffentlichungen Rohdes mit genauem Titel hier aufzuführen, ist bei dem eng gestreckten Rahmen dieses Artikels unmöglich. Ein chronologisches Verzeichnis aller Schriften gibt die unten erwähnte Biographie von W. Schmid (S. 110 ff.); eingehend besprochen sind alle in der ausführlichen Biographie von O. Crusius. Die wichtigsten Einzelschriften sind von Fritz Schöll

die Freundschaft mit dem fast gleichaltrigen Friedrich Nietzsche, die, wenn sie auch später, wenigstens von Rohdes Seite, äußerlich mehr und mehr erkaltete, doch von tiefgehendster Bedeutung für die ganze Richtung seines Geistes geworden ist (vgl. jetzt durchweg Crusius, über den Konflikt mit Nietzsche S. 155 ff.). Was die beiden schon damals aus der Menge ihrer Studiengenossen heraushob, war neben höchsten Anforderungen an die eigenen wissenschaftlichen Leistungen doch ein lebhafter Widerwille gegen die steife Pedanterie des bloßen Gelehrten und ein tiefes Bedürfnis, über die Einzelerkenntnisse der Fachwissenschaft hinaus zu einer einheitlichen Weltanschauung zu gelangen. Der Führer und Meister auf diesem Wege wurde für beide Freunde zunächst Schopenhauer; mit Schopenhauer verbindet beide neben der pessimistischen Grundstimmung ein inniges, ja schwärmerisches Verhältnis zur Kunst, vor allem zur Musik. Beide glaubten dann, in Richard Wagner den Mann gefunden zu haben, der durch seine Kunst dem deutschen Volk den Weg zu einer höheren Kultur weisen würde, und zählten bald unter die hervorragendsten Anhänger des Meisters. Einen besonders reizvollen Einblick in das reiche Gedankenleben Rohdes in diesen Jahren geben seine „Cogitata", Aphorismen und Tagebuchblätter, die Crusius S. 215 ff. zum erstenmal veröffentlicht hat. — Herbst 1867 siedelte Rohde nach Kiel über, wo er seine Studien abschloß; mit den bedeutendsten seiner dortigen Lehrer, Otto Ribbeck und Ad. von Gutschmid, blieb er seitdem in treuer Freundschaft verbunden. 1869—70 war er auf Reisen in Italien; die Ergebnisse der dort gemachten Bibliothekstudien, z. B. Lucianscholien, paradoxographische und medizinische Inedita, wurden in einer Reihe von Veröffentlichungen der nächsten Jahre niedergelegt. Seine Erstlingsschrift: „Über Lucians Schrift Λούκιος ἢ Ὄνος und ihr Verhältnis zu Lucius von Paträ und den Metamorphosen des Apuleius", die ein schwieriges literarhistorisches Problem scharfsinnig behandelt, hatte er noch als Student erscheinen lassen. 1870 habilitierte er sich dann in Kiel mit der Dissertation: „De Julii Pollucis in apparatu scaenico enarrando fontibus", einer Quellenuntersuchung zur Literatur über die Bühnenaltertümer. Den beiden hiermit betretenen Gebieten, der antiken Literatur der nachchristlichen Zeit wie den Bühnenaltertümern,

wieder veröffentlicht in den „Kleinen Schriften" von Erwin Rohde. 2 Bände. Tübingen und Leipzig 1901, wo auch S. VIII einige Nachträge zu dem Schmidschen Verzeichnisse gegeben werden.

ist sein Interesse immer treugeblieben; dem erstgenannten gehört auch sein erstes großes Werk an, das noch in der Kieler Zeit entstanden ist: „Der griechische Roman und seine Vorläufer" 1876 (2. Auflage, nach Rohdes Tode von Fritz Schöll besorgt, 1900), ein Meisterwerk nach jeder Richtung, dessen Hauptgedanken sich etwa so zusammenfassen lassen: Der erst in der Spätzeit griechischer Literatur auftretende Liebesroman läßt sich den Stoffen nach zurückführen einerseits auf die erotischen Erzählungen der alexandrinischen Zeit, andererseits auf die seit den Zeiten der Odyssee bei den Hellenen ununterbrochen blühende Reisefabulistik; die Form der Romane gehört der sogenannten zweiten Sophistik, einer rhetorischen Richtung der Kaiserzeit, an. Was freilich dem Buch und seinem jungen Verfasser sofort eine hervorragende Stellung verlieh, war weniger dieser konsequent durchgeführte Grundgedanke, sondern vor allem die Art, wie er durchgeführt wurde: Umfassendes Wissen, scharfsinnige Analyse, besonnenes und feinfühliges Urteil waren hier in einer in der deutschen Philologie bis dahin kaum vorhandenen Weise vereinigt mit einer Gestaltungskraft, die in edler und ausgereifter Darstellung den Leser durch das ganze Werk hin gleichmäßig fesselte. Nicht nur in den entlegensten Gebieten seiner Wissenschaft, bei den Medizinern, Naturhistorikern, byzantinischen Grammatikern und Historikern war der Verfasser zu Hause, sein Blick und sein Wissen ging weit über die Grenzen der Altertumswissenschaft hinaus und wußte auch Nichtgriechisches, Ausländisches und Modernes zur Aufhellung der Probleme in einer bis dahin nicht üblichen und eben darum bahnbrechenden Weise beizuziehen. Rohde selbst sprach es auch im Vorworte aus, daß er nicht bloß an zünftige Philologen als Leser denke. — Die wichtigste Ergänzung zu diesem Werke bildete dann noch ein Vortrag: „Über die griechische Novellendichtung und ihren Zusammenhang mit dem Orient" (jetzt hinter der zweiten Auflage des „Griechischen Romans" abgedruckt), der entgegen der damals herrschenden Meinung nicht Indien, sondern Griechenland als Heimat vieler weitgewanderter Novellenstoffe feststellte. Außer diesem Hauptwerk fallen in die Kieler Zeit noch eine Reihe von Rezensionen und Einzeluntersuchungen, vor allem zur Geschichte der späteren antiken Literatur, so: über die Quellen des Jamblichus (Kl. Schr. II, 102), zu Apuleius (Kl. Schr. II, 43) u. a. m. — Auch heute noch lesenswert ist die begeisterte Anzeige, mit der Rohde Nietzsches „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" begrüßte (Kl. Schr. II, 340), und charakteristisch jedenfalls für Rohdes Verhältnis zu Nietzsche und Wagner

bleibt die überderbe Art, mit der er für den von Wilamowitz hart angegriffenen Freund einsprang in einer Streitschrift voll tiefen Gehalts: „Afterphilologie. Sendschreiben eines Philologen an Richard Wagner" (Leipzig 1872). Beide Schriften zeigen ihn mit seinen philosophischen und ästhetischen Anschauungen völlig in Schopenhauer und Wagner wurzelnd. Heute noch, wo wir auch das Recht des Gegners, gegen das Willkürliche in Nietzsches Gedanken aufzutreten, gewiß anerkennen werden, bleibt es von hohem kulturgeschichtlichen Interesse, zu sehen, wie tief ein so klarer und historisch denkender Geist in die um Richard Wagners Kunstwerk tobende Bewegung verstrickt war. Und gegenüber dem Unverstand der Zunftgenossen und dem Professorendünkel, die sich in jener Bewegung breit machten, bewiesen die beiden Freunde mit ihrem freudigen Eintreten für die Größe Richard Wagners jedenfalls selbständigen Mut und eine seltene Sicherheit des künstlerischen Urteils. 1876 wurde Rohde, der seit vier Jahren schon außerordentlicher Professor war, als ordentlicher Professor nach Jena berufen; dort fand er auch 1877 die Lebensgefährtin, Valentine, geborene Framm, die ihm in glücklicher Ehe zwei Söhne und zwei Töchter schenkte. — Schon drei Jahre später finden wir ihn als Nachfolger Teuffels in Tübingen, wo er bis 1886 wirkte. Während seiner dortigen, äußerst fruchtbaren Lehrtätigkeit entstanden eine Reihe Arbeiten, die alle demselben Gebiete angehören, der Geschichte der griechischen Literaturgeschichtsschreibung. Unsere Kenntnis der griechischen Literatur beruht ja — abgesehen von den Werken selbst — ganz auf dem, was die Alten über die Autoren und ihre Werke überliefern; diese ganze Überlieferung in ihrer Eigenart zu verstehen, quellenkritisch zu durchleuchten und erst auf Grund der neugewonnenen Erkenntnisse zu verwerten, so daß die bisher bei ihrer Verwertung eingeschlagenen Irrwege vermieden und unmöglich gemacht werden, das waren die Aufgaben, zu deren Lösung Rohde jetzt unendlich viel beitrug. Ein großes, zusammenfassendes Werk ist leider aus diesen tiefeindringenden und umfassenden Studien nicht entstanden; aber eine Reihe gehaltvoller Einzelarbeiten lassen es uns erst recht bedauern, daß Rohde seine Studien auf diesem Gebiete nicht abschloß; so erschien 1878: „γέγονε in den Biographica des Suidas" (Kl. Schr. I, 114), worin der Nachweis geführt wird, das das Wort „γέγονε" in dieser Hauptquelle für die griechische Literaturgeschichte fast stets von der Blütezeit und nicht von der Geburtszeit des betreffenden Schriftstellers gilt; neben kleineren ähnlichen Arbeiten wären dann besonders noch die 1881 erschienenen „Stu-

dien zur Chronologie der griechischen Literatur" zu nennen (Kl. Schr. I, 1), in denen Rohde die sämtlichen Angaben der Alten über die Zeit Homers zu erleuchten und zu verstehen sucht. Denn viel weiter können wir auf diesem Gebiete mit den Nachrichten der antiken Quellen überhaupt nicht kommen; eine direkte Verwertung derselben oder gar Kombinierung mehrerer zur Gewinnung chronologischer Ergebnisse ist uns versagt. Von der chronologischen Seite her kam Rohde auch zunächst in das Gebiet der griechischen Philosophie. In einem Aufsatz: „Die Abfassungszeit des platonischen Theätet" (Kl. Schr. I, 256) suchte er auf Grund einer chronologisch richtig verwerteten Anspielung diese Schrift viel später anzusetzen als z. B. Zeller und hat dann in vier weiteren Artikeln (Kl. Schr. I, 263 ff.) seinen Standpunkt hartnäckig und mit Glück verteidigt; auch an der 1880 aufgestellten Ansicht, daß Epikurs paradoxe Leugnung der Existenz eines Philosophen Leukipp berechtigt sei, hat Rohde gegen Diels festgehalten (Kl. Schr. I, 205, 245). — Nur ein Semester (Sommer 1886) gehörte dann Rohde unter, wie es scheint, für ihn recht unerquicklichen Verhältnissen der Leipziger Hochschule an, die er gern im Herbst dieses Jahres mit Heidelberg vertauschte, wohin er an Wachsmuths Stelle berufen wurde. Dort reifte dann sein größtes Werk, die Frucht der schon seit der Tübinger Zeit intensiv betriebenen religionsgeschichtlichen Studien, die Psyche. „Psyche. Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. I 1891, II 1894"; die zweite, noch von ihm selbst herausgegebene Auflage erschien 1898. Bisher war die homerische Religion als älteste Schicht religiöser Vorstellungen der Griechen behandelt worden; Rohde erbringt den Beweis, daß sie schon einer jüngeren Stufe angehört, und eben aus den „Rudimenten", die sie selbst noch mit sich führt, erschließt sich ihm die Art der vorausliegenden Stufen. Dabei zeigt sich, daß auch bei den Griechen der Seelenkult die primitivste Form religiöser Verehrung darstellt. Nun erst erscheinen die von der allgemein homerischen abweichenden Vorstellungen unter sich in ganz neuem Zusammenhang, so z. B. die Anschauung, daß einzelne bevorzugte Heroen nach den Inseln der Seligen entrückt werden, daß andere Heroen und Götter in Höhlen und Bergen fortleben; ein ganz neues Licht fällt unter Rohdes Voraussetzungen auf die hesiodeische Unterscheidungen der verschiedenen Weltalter, auf die noch so lange lebendigen, eigenartigen Anschauungen über Blutrache und Mordsühne, auf die den Nekyiadichtungen, den Mysterien, zugrunde liegenden Anschauungen vom Leben im Jenseits. Dagegen ist der

eigentliche Unsterblichkeitsglaube in unserem Sinne des Worts nach Rohde im Kerne ungriechisch, er ist im Gefolge der ekstatischen Dionysosreligion von Norden her eingewandert. Aber dieser Unsterblichkeitsglaube ist dann in das geistige Leben der Griechen nach allen Seiten hin eingedrungen und läßt sich durch die ganze Geschichte des griechischen Denkens und Fühlens hindurch verfolgen. Rohde beleuchtet dann von hier aus wichtige religiöse Neubildungen, wie die Orphiker, und verfolgt die Weltanschauungen der großen Dichter und der Philosophen von den Joniern an bis zu den Neuplatonikern herunter. So hat sich das Buch unvermerkt zu einer griechischen Kulturgeschichte unter dem Gesichtspunkte des Seelen- und Unsterblichkeitsglaubens ausgeweitet, und damit ist der Plan einer griechischen Kulturgeschichte, die Rohde in der Tübinger Zeit ernsthaft beschäftigt hatte, wenigstens zu einem Teile verwirklicht worden. Man übertreibt nicht, wenn man die Psyche als das reiffste, in gewissem Sinne klassischste Werk bezeichnet, das die Altertumskunde in den letzten 30 Jahren hervorgebracht hat; darum ist es auch eines der wenigen, die bei aller strengen Wissenschaftlichkeit über die Kreise der Fachgenossen hinausgedrungen sind. In noch höherem Maße verdient dann die Bezeichnung „klassisch" die kurze, aber wundervoll abgeklärte und ausgereifte Prorektoratsrede über „die Religion der Griechen" (1894 Kl. Schr. II, 314). Ausführungen und Nachträge zur „Psyche" sind auch so ziemlich alle Abhandlungen seiner Heidelberger Zeit, so die „Paralipomena" 1896 (Kl. Schr. II, 224), dann eine äußerst feinsinnige und behutsame Analyse der homerischen Nekyia 1896 (Kl. Schr. II, 255) u. a. m. — Ganz für sich steht innerhalb der Rohdeschen Schriften sein letztes Buch: „Friedrich Creuzer und Karoline von Günderode. Briefe und Dichtungen. Heidelberg 1896." Rohde veröffentlichte hier eine Sammlung von Briefen der beiden unglücklich Liebenden, die in den Besitz der Heidelberger Universität gelangt war. Zu Creuzer zog ihn wohl ein Stück persönlichen Interesses für den Forscher, der einst an gleicher Stätte wie er Probleme der griechischen Religionsgeschichte behandelt hatte. Er wählte auch hier nicht den sonst wohl beliebten Weg, alles mechanisch bis auf den letzten Buchstaben abzudrucken, sondern zog es vor, die traurigen Dokumente zu sichten und selbständig einzuleiten und zu verbinden. — Seit Jahren schon hatte Rohde den Eindruck eines Mannes gemacht, dem körperliche Leiden hart zusetzten, und manche Schroffheit seines Wesens mochte sich hierdurch erklären; ein schwerer Schlag, der ihn 1896 durch den frühen Tod seines zweiten Söhnchens traf, beschleunigte die Macht der Krankheit, eines

Herzleidens. Er hat die schwere Wunde, die er damals empfangen, nicht mehr verwunden; auch eine Reise nach dem Süden (1897) verschaffte ihm keine Erleichterung; im Gegenteil, während er noch mit dem Aufgebot großer Willenskraft seine Pflicht als Lehrer erfüllte, kündete namentlich die Abnahme der Sehkraft ein beginnendes zentrales Leiden an, vor dem ihn eine Herzlähmung in der Nacht vom 10. auf 11. Januar 1898 gnädig bewahrt hat. — Mit Erwin Rohde hat die Heidelberger Hochschule einen ihrer ersten Lehrer verloren, die Altertumswissenschaft einen ihrer tiefsten und ernstesten Forscher und zugleich einen Meister der Darstellung. Seine ganze reiche Persönlichkeit hatte er in den Dienst einer einzigen Aufgabe gestellt, an der er sein Leben lang mit zäher Hingabe arbeitete: die Kultur des klassischen Altertums, an deren absoluten Wert zu glauben ihm selbstverständlich war, im Geiste unserer Zeit wiedererstehen zu lassen. Wieviel er schriftstellerisch dafür gewirkt hat, ist schon bei der Darstellung seiner Hauptwerke hervorgehoben; selbstverständlich beinahe ist es, daß ein solcher Meister auch die Grundlage und die Voraussetzung aller philologischen Tätigkeit, die Kritik der Texte, nicht vernachlässigt hat. Seine feinsinnigen, wohlüberlegten und glücklichen Emendationen kamen all den Autoren zu gute, mit denen er sich eingehender beschäftigt hat. — Eine expreß erzieherische Persönlichkeit, die dazu angelegt gewesen wäre, Schule zu machen und Schüler zu züchten, war Rohde nicht. Und doch war er ein akademischer Lehrer ersten Ranges. Sein Vortrag war, ohne blendend zu sein, in hohem Grade eindringlich, weil er mit vollem Ernst und innerster Wahrhaftigkeit auf den Kern der Probleme führte; was er gab, war wohlerwogen und durchdacht, musterhaft klar und abgerundet; auch besaß er die auf deutschen Hochschulen durchaus nicht selbstverständliche Kunst, große Stoffmassen, wie z. B. die ganze Geschichte der griechischen Literatur zu gliedern und zu bewältigen, „fertig zu werden“ ohne Überhastung oder Oberflächlichkeit. Nie suchte er durch blendende Kombinationen zu verblüffen, wichtiger war es ihm, peinlich genau jeweils die Grenzen unseres Wissens festzustellen. Scharf und bitter war seine Polemik gegen allerhand Auswüchse des wissenschaftlichen Betriebs, gegen verfrühte Veröffentlichungen halbgarer Einfälle oder gegen selbstgefälligen Dilettantismus und eitles Imponierenwollen, aber der Hörer empfand dabei stets, daß diese Schärfe nur die Kehrseite einer hochgesteigerten Wahrheitsliebe und der Ausfluß hoher Anforderungen an wissenschaftliche Leistungen war, Anforderungen, die der Redner an sich selbst im allerstrengsten

Maße stellte. Auch war niemand echter wissenschaftlicher Größe gegenüber bescheidener und bereitwilliger zur Anerkennung jedes echten Verdienstes als er. — Außergewöhnlich groß war schon der Umfang der Gebiete, über die sich seine Vorlesungen und Seminarübungen erstreckten. Er hat die ganze Geschichte der griechischen und römischen Literatur in zusammenfassenden Kollegien behandelt und ebenso gerne einzelne Abschnitte derselben, z. B. die homerische Frage, oder einzelne Gebiete seiner Wissenschaft, z. B. Grammatik, Rhetorik, Metrik, Altertümer in eingehender systematischer und historischer Behandlung dargestellt. Ganz außerordentlich groß ist ferner die Zahl der von ihm im Kolleg oder Seminar vorbildlich interpretierten Autoren, die von den homerischen Hymnen und Pindar bis hinab zu Kallimachos und Lucian, von Terenz bis Apuleius reicht. Die Krone seiner Vorlesungen bildete doch wohl die auf zwei Semester verteilte Geschichte der griechischen Literatur. Hier überraschte er neben den bei ihm selbstverständlichen Vorzügen außergewöhnlichen Wissens und schärfster, exaktester Einzelforschung immer wieder von neuem durch die Kraft der Intuition. Gerade die höchste Fähigkeit des Historikers, das speziell Persönliche jedes Mannes und damit den Kern seines Wesen zu begreifen, aus ihm heraus dann ganze, vollblütige Gestalten in scharfen Umrissen zu formen, besaß er wie wenige, und diese Fähigkeit schien mit der Schwierigkeit des Gegenstandes, z. B. Fragmenten verlorener Schriften gegenüber, eher zu wachsen. Wie gewannen die einzelnen griechischen Lyriker bei ihm Fleisch und Blut, wie scharf umrissen und individuell wurden bei ihm die sonst so schematisch ausfallenden Porträts der griechischen Denker! Und immer stand hinter allem dargebotenen Wissensstoff die einsam stolze Gestalt des Forschers selbst, deren Wärme ohne viel Worte sich durchfühlte, deren strenge Wahrheitsliebe und unvergleichliche Selbständigkeit ohne jedes Dazutun erzieherisch wirken mußte. So wurde er für viele Generationen ein Führer und Leiter zur Wissenschaft im höchsten Sinne des Wortes. Und die als Schüler verehrungsvoll zu ihm aufblickten, haben ihm zeitlebens Treue und Dankbarkeit bewahrt. So kam es, daß diese nordisch spröde Natur, der es auch im persönlichen Verkehr nicht gegeben war, leicht die innere Herzlichkeit zu zeigen, gerade unter uns Süddeutschen ihre treuesten Anhänger gefunden hat. Gerade wie er seinen Freunden immer die Treue gehalten hat, so hat er auch mehr Anteil an seinen Schülern genommen, auch noch nach der Studienzeit, als ein oberflächlich Urteilender hätte vermuten können. Lust zu selb-

ständiger wissenschaftlicher Tätigkeit hat er stets gefördert, das bezeugen eine Reihe tüchtiger wissenschaftlicher Leistungen seiner Tübinger, Leipziger und Heidelberger Schüler. — Neben seinen akademischen Pflichten war Rohde mit seinem Übertritt in badische Dienste auch die Funktion eines Oberschulratsmitgliedes übertragen worden; er hatte in dieser Stellung, die ihm nicht unerwünscht war, in einer Reihe von Gymnasien den klassischen Unterricht zu revidieren und vor allem jedes Jahr die Kandidaten für das höhere Lehramt zu prüfen. Er war ein unvergleichlicher Examinator: in allen Gebieten der weitverzweigten Wissenschaft zu Hause, war er gleichermaßen imstande, das Wissen des Kandidaten im allgemeinen festzustellen, wie auch jedem ohne Mühe auf die Gebiete zu folgen, wo er selbständig gearbeitet hatte und mehr als bloß angelerntes Gedächtniswissen an den Tag legen konnte. Eine streng sachliche Fragestellung, die nicht bei Nebendingen sich aufhielt, aber immer aufs Wesentliche ging, die sich nicht mit Scheinwissen abspeisen ließ, aber allem Soliden und Selbständigen zur Anerkennung verhalf, ließ auch bei den Geprüften das Gefühl der Sicherheit aufkommen. — An äußerer Anerkennung hat es Rohde nicht gefehlt; die Fachgenossen wußten schon mit dem Erscheinen des griechischen Romans, was die deutsche Wissenschaft an ihm hatte, mit dem Erscheinen der „Psyche" vollends war er unbestritten als einer der ersten lebenden Hellenisten anerkannt. 1897 ernannte ihn die Münchener Akademie zu ihrem korrespondierenden Mitgliede; weitere Ehrungen ähnlicher Art, die sicher nicht ausgeblieben wären, verhinderte sein vorzeitiges Ende. Sein Name aber wird leuchtend weiterleben in den Annalen deutscher Geistesgeschichte als der eines Forschers, Lehrers und Schriftstellers von seltener Eigenart und reichster und tiefster Wirkung. Wer vollends das Glück gehabt hat, ihn persönlich zu kennen, wird die schlanke Gestalt, den etwas slavischen Typus des interessanten ovalen Gesichts mit den dunkeln Augen und die wohllautende Stimme nie vergessen. (Vgl. Fritz Schöll, Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung 1898, Nr. 24, Südwestdeutsche Schulblätter 1898, S. 60, wiederholt im „Humanistischen Gymnasium" 1898, S. 71. — W. Schmid in Bursians biographischem Jahrbuch für Altertumskunde XXII [1899], Leipzig 1900, und vor allem das treffliche Werk von O. Crusius: Erwin Rohde. Ein biographischer Versuch. Tübingen und Leipzig. 1902.)

August Marx.

Ludwig Hermann Rolfus,

kath. Pädagogiker, ist am 24. Mai 1821 zu Freiburg i. B. als Sohn des Geometers Melchior R. geboren worden. Er absolvierte das Gymnasium (Lyceum) seiner Vaterstadt, studierte 1840—1843 an der dortigen Universität Theologie und wurde am 31. August 1844 vom Erzbischof Hermann v. Vicari zum Priester geweiht. Nachdem er als Vikar in verschiedenen Pfarreien verwendet worden war, wurde er 1851 Kaplan (Benefiziat) in Thiengen, im März 1855 zuerst Pfarrverweser, dann Pfarrer in Reiselfingen, einem zwischen Löffingen und Bonndorf gelegenen Orte des Schwarzwaldes. Von hier aus pastorierte R. sieben Jahre lang auch die eine Stunde entfernte Pfarrei Bachheim. Trotz dieser Doppelpastoration begann R. in dem entlegenen Schwarzwaldorte in Gemeinschaft mit Pfarrer Adolf Pfister (einem Neffen des früheren Erzbischofs Ignaz Demeter) zu Rißtissen (Württemberg) die Herausgabe der „Realenzyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens nach katholischen Prinzipien". Dieses Werk erschien 1863 ff. in 4 Bänden bei Kirchheim in Mainz und fand soviel Anklang, daß 1872 ff. die 2. verbesserte und vermehrte Auflage folgen konnte. Den 5. (Ergänzungs-) Band, welcher 1884 erschien, hat R. allein bearbeitet, nachdem A. Pfister 1879 gestorben war. In gerechter Würdigung seiner literarischen Tätigkeit ist R. 1867 vom Senate der Universität Freiburg auf die Pfarrei Reuthe im Breisgau befördert und von der theologischen Fakultät derselben Universität durch Verleihung der Doktorwürde ausgezeichnet worden. Erzbistumsverweser Lothar v. Kübel verlieh dem verdienten Priester 1875 die Pfarrei Sasbach a. Rh., und Erzbischof Joh. B. Orbin ernannte ihn zum erzbischöflichen Schulinspektor und 1884 zum Geistlichen Rate. Von Großherzog Friedrich erhielt R. 1891 das Ritterkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen und 1892 die vielumworbene Pfarrei Bühl bei Offenburg, wo er am 27. Oktober 1896 nach längerer Krankheit und guter Vorbereitung seine Seele in die Hände seines Schöpfers und Erlösers zurückgab. Den schriftstellerischen Ruf R. begründete vor allem die schon erwähnte pädagogische Enzyklopädie, an deren Herausgabe ihm der Hauptteil zugefallen war. Sie war ein Werk von bahnbrechender Bedeutung und erschien zu einer Zeit, da die politischen Parteien in verschiedenen Ländern das Schulwesen von seinem historischen Boden zu verrücken und in den Dienst ihrer Interessen zu stellen suchten. Mit überzeugender Kraft und Wärme tritt die Enzyklopädie für die christ-

lichen Erziehungsgrundsätze ein und verteidigt das Anrecht der Familie und der Kirche auf die Bildungsanstalt ihrer Kinder. Sie anerkennt alle wirklichen Fortschritte auf dem weiten Gebiete der Pädagogik und befürwortet eine gründliche pädagogische und methodische Ausbildung nicht bloß der Volksschullehrer, sondern auch der Geistlichen und der Lehrer an höheren Schulen. Auch bringt sie wieder die Leistungen vieler katholischen Pädagogen und Pädagogiker zur Geltung, die lange Zeit hindurch vergessen waren. Von andern Werken unsres vielseitigen Autors seien genannt: Leitfaden der allgem. Weltgeschichte (3 Abt. in 1 B.), welcher 1870 in erster und 1896 in 4. Auflage erschienen ist; Kirchengeschichtliches in chronologischer Reihenfolge (1877); Kirchengeschichte 3. Auflage 1888; Verzeichnis ausgewählter Jugendschriften 2. Auflage 1872; Verzeichnis von Volksschriften 1878; (populäre) Glaubens- und Sittenlehre 1875; Wider die Kommunalschulen 1863; Grund des katholischen Glaubens 1862. Durch seine Broschüre „Das Pflügersche Lesebuch“ (1868) machte er die offizielle Einführung dieses Buches unmöglich. Die altkatholische Bewegung veranlaßte R. zur Herausgabe dreier kleinen Schriften, von welchen der „Offene Brief an Professor Michelis“ 1873 in 2. Auflage erschien. Nimmt man hinzu, daß R. sieben Jahre lang das „Süddeutsche katholische Schulwochenblatt“ in Gemeinschaft mit A. Pfister herausgab und bis zu seinem Tode den „Literarischen Handweiser“ mit geschätzten Referaten über die Erscheinungen auf dem Gebiete der Pädagogik und der Jugendschriften bediente, so muß man den unermüdlichen Fleiß und die Arbeitskraft dieses Schriftstellers bewundern. Mit einem glücklichen Gedächtnisse und einem scharfen Verstande verband R. ein warmes, durch und durch gläubiges Herz und einen köstlichen Humor, der sich manchmal in urwüchsiger Weise geltend machte. Er war wohltätig, gastfreundlich und gesellig und konnte sein Haupt mit dem Bewußtsein zur Ruhe legen, daß er die ihm anvertrauten Talente getreu verwaltet und vermehrt habe. Knecht.

Jacques Rosenhain,

Pianist und Komponist, wurde in Mannheim am 2. Dezember 1813 geboren. (Eine ausführliche Biographie, die ihn als Wunderkind, Meister und Menschen in seinem Leben und Wirken schildert, schrieb Elise Kratt-Harveng, Verlag Emil Sommermeyer in Baden-Baden.) Rosenhains Vater betrieb ein Wechselgeschäft, verlor aber durch die Kriegsjahre sein

Vermögen. Der talentvolle Knabe erregte als Schüler von Jakob Schmidt auf Konzertreisen schon mit 9 Jahren großes Aufsehen. Großherzogin Stephanie von Baden liebte und begünstigte das Wunderkind ganz besonders; ebenso Fürst Karl Egon zu Fürstenberg. Der letztere nahm den Knaben zu sich nach Donaueschingen und ließ ihn mit dem Grafen Enzenberg zusammen erziehen und sehr gründlich in Kunst und Wissenschaft unterrichten. Kalliwoda leitete seine Ausbildung im Klavierspiel. R., der einer der edelsten, hochgebildetsten Menschen war, vergaß nie, was er dem Fürsten zu Fürstenberg zu danken hatte, der den Grund gelegt zu seinem Können und Wissen. Noch mit 80 Jahren gedachte er seiner wie eines Vaters und sprach mit wahrer Sohnesliebe und -Verehrung von ihm. Später nahm R. Unterricht in Komposition bei Schnyder von Wartensee in Frankfurt a. M., wo er von 1828 an 9 Jahre lang lebte. Vom 13. Lebensjahr an gab er Klavierunterricht. Er ließ dann Eltern und Geschwister zu sich nach Frankfurt kommen und unterhielt, kaum den Kinderjahren entwachsen, seine ganze Familie durch sein Einkommen als Musiklehrer — selbst äußerst enthaltsam und sparsam lebend. Aus dem Wunderkinde hatte sich der berühmte Künstler entwickelt. R. unternahm viele Konzertreisen; er konzertierte 1830 in Baden-Baden mit N. Paganini, von dem er folgendes Stammbuchblatt bis an sein Lebensende aufbewahrt hat: „Ich hoffe, das Vergnügen zu haben, den berühmten Meister, den Pianisten Herrn Jacques Rosenhain, der mich in meinem Konzert zu Baden-Baden den 8. August 1830 so göttlich begleitet hat, wiederzusehen. Nicolo Paganini.“ — Damals komponierte R. in Baden-Baden auf der Anhöhe über dem Konversationshause seine Romance, «Souvenir» in E-Dur. Es war sein erstes Werk, das er drucken ließ. Schon da schwärmte sein für alles Poetische und Hohe so empfängliches Gemüt für Baden-Baden, das er später bis zu seinem Lebensende als Wohnsitz erwählt hat. — 1837 verließ R. Frankfurt, konzertierte mit Moscheles in London mit größtem Beifall, phantasierte auch frei über Lieder, die Prinz Albert komponiert hatte und ihm auf ein Blättchen Papier schrieb, zur großen Freude von Königin Viktoria und ihrem Gemahl. Man wollte R. in London fesseln, doch Paris, der damalige Sammelplatz aller großen Künstler, trug den Sieg davon. R. lebte von 1838—1860 in Paris, innig befreundet mit Cherubini und Rossini. Rosenhains Barcarole op. 68 war ein Lieblingsstück von Rossini, und der Komponist mußte es diesem, wie viele seiner Werke, oft vorspielen. Marmontel schreibt: „Vor diesem auserwählten Auditorium (Auber,

Batton, Halévy zc.) hatte ich Gelegenheit, R. seine schönen Konzert-Etuden, Trios zc. vortragen zu hören. Auch improvisierte er über aufgegebene Themata und war ausgezeichnet in dieser Art von Virtuosität. Es war eine Freude, wenn man sah, wie die schöne, strenge Physiognomie von Cherubini beim Anhören der Kompositionen seines Lieblingsspielers sich aufhellte und belebte zc." R.'s Beliebtheit beweist die Tatsache, daß er in vier Konzerten, die er in Paris für den deutschen Hülfsverein gab, den Reinertrag von 10 000 Frcs. einnahm, in den Jahren 1855, 1856, 1857 und 1858. R. war der erste, der Kammermusik-Soiréen in Paris gegeben hat; er hat dadurch zuerst die klassische deutsche Musik dort verbreitet. Es haben dabei erste Künstler mitgewirkt, wie Alard, Franchomme, Joachim, Leonard, Coßmann u. a. Rosenhains Haus war der Versammlungsort hervorragender Männer und Frauen, die Interesse für Kunst und Wissenschaft hatten; er war mit den meisten Künstlern und Gelehrten seiner Zeit persönlich befreundet. Edel, freidenkend in jeder Beziehung, war R. ein seltener Mensch, den Sinn nur nach Hohem gerichtet, geistvoll, gut, mit einem Kinderherzen. Ein sehr kleiner Mann, von unscheinbarer Gestalt, hatte er eine hohe Denkerstirne und blaue Augen, aus denen das Genie leuchtete. Er war ein Jude und sein Leben das eines Christen im edelsten Sinne. Aber der geistreiche Mann hatte eine sehr schwache Seite, das war sein Haß gegen Richard Wagners Musik. Es war seinen intimen Freunden stets ein interessantes Schauspiel, und atemlose Stille herrschte im gemütlichen Arbeitszimmer Rosenhains, wenn er, der Anti-Wagnerianer, und sein treuer Freund und Verehrer, der fanatischste Wagnerianer, Richard Pohl, dies Gesprächsthema anstimmten; die feinsten Geistesfunken der beiden, so bedeutenden Männer blitzten hin und her — doch keiner konnte den andern überzeugen, und lächelnd beschlossen sie die Fehde im alten Freundschaftsbund. — Rosenhains Leben war sehr arbeitsreich. In der Jugend mit des Daseins Not und Mangel kämpfend, enthob ihn seine Heirat mit der reichen Johanna Ellissen von Frankfurt a. M. diesen Sorgen; nun konnte er sein Genie freier entfalten. Auch war seine Gattin ihm ebenbürtig an Bildung von Geist und Herz und sein künstlerisches Streben verstand sie voll. Sie liebten sich gegenseitig, und tief betrauerte er den Heimgang seiner teuern Gattin 1888, die er nur $5^1/_2$ Jahre überlebte. Er starb am 21. März 1894 in seiner Villa in Baden-Baden am Abhange des Merkurberges im Alter von $80^1/_4$ Jahren. Die Matinéen, die er bis

kurz vor seinem Tode allsonntäglich dort gab, wo der Sammelpunkt der ganzen musikalisch gebildeten Welt war und der greise Künstler noch als Pianist in Chopinschem Geiste spielte, bleiben in den Annalen der Geschichte Baden-Badens verzeichnet. — R. hat für alle Gebiete der Musik komponiert; darunter 4 Opern, 3 Symphonien, verschiedene kleinere Orchesterwerke, Kammermusik, Vokalmusik und Klavierkompositionen. Die meisten seiner Werke sind von Marmontel vorzüglich kritisiert in französischen Zeitungen, auch verschiedene von Berlioz, Blanchard, Leon Kreutzer, Fétis, Richard Pohl, Alfred v. Wolzogen u. a. Auch als Schriftsteller ist R. öfter aufgetreten; besonders beachtenswert war sein Aufsatz in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 27. August 1871: „Zur Hebung der deutschen Nationaloper". Rosenhain hat der Pariser Conservatoire-Bibliothèque seine Werke testiert, weil Frankreich den deutschen Meister mehr anerkannte als sein Vaterland.

Elise Kratt-Harveng.

Gustav von Rotteck,

geboren am 16. Juni 1822 zu Freiburg als der jüngste Sohn des Universitätsprofessors Dr. Karl von Rotteck, dessen glänzende Verdienste die Stadt Freiburg durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts, durch ein Denkmal und die Bezeichnung eines öffentlichen Platzes anerkannt hat (vgl. Badische Biographien II, 211), studierte in Freiburg und in Heidelberg, bestand im Jahre 1846 die Staatsprüfung als „gut befähigt", promovierte im gleichen Jahre an der Universität Freiburg und arbeitete bei verschiedenen Staatsstellen. Nach Ausbruch des badischen Aufstandes im Jahre 1849 nahm er sowie sein Freund Eckhard (später Rechtsanwalt und Präsident der Rheinischen Kreditbank in Mannheim) nach der Flucht der großherzoglichen Beamten von der sogenannten provisorischen Regierung die Stelle eines Regierungsrates bei der Kreisregierung in Konstanz an. Dieser Schritt wurde für ihn die Quelle mancher bitteren Stunden. Von der Anschuldigung der Teilnahme am Hochverrate wurde er zwar freigesprochen, da er nur die aufgehäuften laufenden Verwaltungsgeschäfte mit der ihm eigenen Hingebung besorgt und die Vergeudung von Staatsgeldern durch die Aufständischen verhindert hatte, aber die Hoffnung auf eine Staatsanstellung war tief gesunken. Rechtsanwälte in Mannheim, Offenburg und Freiburg gaben ihm Beschäftigung, bis das Justizministerium im Jahr 1853 die im

Jahre 1851 gegen ihn erkannte Suspension vom Dienste aufhob. Im Jahre 1854 wurde Rotteck unter Erlassung der damals eingeführten zweiten juristischen Staatsprüfung zum Referendär ernannt, als welcher er in der Justizabteilung der Bezirksämter Wolfach und Ettenheim tätig war. Seine Bitte um Zulassung zur Rechtsanwaltschaft in Freiburg im Jahre 1857 wurde von der obersten Dienstbehörde zurückgewiesen. In demselben Jahre verehelichte er sich mit Adele Stuck von Offenburg und genoß ein sehr glückliches Familienleben, das nur durch den Tod einer geliebten Tochter getrübt wurde. Endlich im Jahr 1859 erfolgte die langersehnte Anstellung als etatsmäßiger Staatsdiener, freilich in der untergeordneten Stellung eines Sekretärs bei der Großh. Kreisregierung in Mannheim und im folgenden Jahre die Aufrückung zum Assessor daselbst. Allein Rotteck, der geborene Jurist, strebte nach der reinen Justiztätigkeit. Im Jahr 1862 wurde er zum Amtsrichter in Müllheim, 1864 zum Kreisgerichtsrat in Offenburg, 1867 zum Mitglied des Appellations-Senats daselbst, 1868 zum Direktor des Kreisgerichts in Baden, 1872 zum Direktor des Kreis- und Hofgerichts Freiburg, 1879 zum Direktor und 1882 zum Präsidenten des Landgerichts in Freiburg ernannt. Ende der 1870er Jahre war er, von der nationalliberalen Partei gewählt, kurze Zeit Abgeordneter der zweiten Kammer der Landstände für die Stadt Freiburg, an deren Angelegenheiten er als langjähriger Stadtverordneter regen Anteil nahm. Von Großherzog Friedrich, dem er unbegrenzte Verehrung zollte, wurde er durch hohe Orden ausgezeichnet und für drei Landtagsperioden in die erste Kammer berufen, wo er als einer der tüchtigsten Arbeiter galt. Auch wurde er mit dem Amte betraut, den Erbgroßherzog in die Grundsätze der das gerichtliche Verfahren regelnden Gesetze einzuführen. Zum 70. Geburtstag brachten die Mitglieder des Gerichtshofes in feierlicher Versammlung dem Jubilar ihre Glückwünsche dar, und das von sämtlichen praktischen Juristen Freiburgs am Waldsee veranstaltete Familienfest gab Zeugnis von der hohen Wertschätzung des vorbildlichen Mannes, aber auch von seinem köstlichen Humor, mit dem er in der Tischrede seinen Lebenslauf schilderte. Rottecks Gesundheit wurde nie durch eine ernste Krankheit geschädigt; erst im Winter 1892 auf 1893 trat ein inneres Leiden auf, das ihn jedoch nicht hinderte, seinem Berufe mit eiserner Willenskraft zu leben. In den Gerichtsferien 1893 entschloß er sich endlich zu einem seit vielen Jahren nicht mehr genossenen Urlaub und verschied nach kurzem Krankenlager am 8. August desselben Jahres. Seine hohe

Begabung, seine rasche und richtige Auffassung, sein Scharfblick gegenüber den verwickeltsten Tat- und Rechtsfragen war gepaart mit edler Bescheidenheit. Im klaren, gedrungenen Stil erkannte man die hohe allgemeine Bildung, und an Fleiß und Pflichttreue hat ihn niemand übertroffen. M. Buisson.

Karl Roux.

Mannheim besaß im 18. Jahrhundert eine mit Recht weithin berühmte Gemäldegalerie. Kurfürst Karl Philipp von der Pfalz hatte sie begründet, sein Nachfolger Karl Theodor hatte sie bedeutend vermehrt. Aber ihre Schätze sind längst nach München gewandert, wo sie neben denen der Düsseldorfer Galerie die Säle der alten Pinakothek zieren. Bald nach dem Übergang Mannheims an Baden erhielt Mannheim einen kleinen Ersatz für das Weggeführte. Auf Veranlassung des Großherzogs Karl Friedrich wurde durch den Ankauf zweier größerer Sammlungen (des Grafen Lucchesi und des Geh. Rats Anton von Klein) eine neue Galerie gebildet, die jetzige Großh. Gemäldegalerie. In den Räumen der kurfürstlichen Galerie wurden die neuerworbenen Bilder untergebracht. Durch verschiedene Schenkungen und Überweisungen wurde die Sammlung auf ihren jetzigen Stand gesetzt, der eine stattliche Anzahl vortrefflicher Bilder namhafter Meister aufzuweisen hat, viele gute Niederländer und einige hervorragende altdeutsche Altarbilder. Die Galerie gilt als abgeschlossen und wird leider nicht mehr durch Zukäufe erweitert. Für ihre Verwaltung ist ein Großh. Galeriedirektor bestellt, bisher immer ein Maler von Ruf, dem dieser Posten genügende Muße zu eigenem künstlerischen Schaffen verstattet. Jakob Götzenberger, Karl Kuntz, Theodor Leopold Weller haben vor Karl Roux in dem stillen, hohen Atelier neben der Großh. Galerie gemalt, Roux' Vorgänger Weller 29 Jahre lang, von 1851—1880. Bald nach seinem Dienstantritt katalogisierte Weller die Galerie und gab diesen Katalog 1854 im Druck heraus. In den 13 Jahren, die Roux der Mannheimer Galerie vorstand, setzte er Wellers Arbeit fort, unternahm es, die Bilder neu zu arrangieren, und veröffentlichte wenige Jahre vor seinem Tode einen neuen Katalog. Das dünne, anspruchslose Heftchen wurde im Jahre 1900 von Roux' Nachfolger, dem jetzigen Galeriedirektor W. Frey, in neuer Auflage herausgegeben, wobei auf Grund der Forschungen eines Spezialgelehrten eine Anzahl holländischer und flämischer

Bilder umbenannt und verschiedene berühmte Namen verschwinden mußten. In einfachen Linien bewegte sich Roux' Lebensgang. Er zeigt uns das ruhige, sichere Werden und Wachsen eines ernsten, eifrigen Künstlers, dem das Maltalent als väterliches Erbe zuteil ward. Seine Wiege stand in Heidelberg, wo sein Vater in angesehener Stellung als Maler und Radierer wirkte. (Vgl. über diesen: Nagler, Künstlerlexikon 13, 496.) Jakob Christian Wilhelm Roux, der Vater (er lebte von 1771—1831), malte Porträts und Landschaften, versuchte sich u. a. auch mit Wachsfarben, radierte Landschaften und war daneben wissenschaftlich tätig, befaßte sich mit der Theorie seiner Kunst, wie sein 1824—1829 in Heidelberg erschienenes, dreiteiliges Werk „Die Farben" beweist. Am 14. August 1826 wurde ihm sein Sohn Karl Roux geboren, dessen er sich aber nur noch fünf Jahre erfreuen durfte. Karl Roux konnte somit nicht mehr den Unterricht dessen genießen, der sonst sein nächster Lehrmeister gewesen wäre. Er besuchte die Düsseldorfer Kunstschule und wurde der Schüler des dortigen Genremalers Karl Hübner. Dann begab er sich zu seiner weiteren Ausbildung auf Reisen und vollendete in München, Antwerpen und Paris seine künstlerischen Studien. Nachdem er hierauf einige Zeit an der Karlsruher Kunstschule als Lehrer tätig gewesen war, siedelte er nach München über, von wo er aber in sein badisches Heimatland zurückkehrte, als ihn das Vertrauen seines Landesfürsten zum Direktor der Mannheimer Galerie berief. Am 1. Mai 1881 trat er dieses Amt an. Als junger Künstler malte er mit Vorliebe Reiter- und Kriegsszenen, Pferdebilder und ähnliches. In der Zeit seiner künstlerischen Reife wandte er sich fast ausschließlich der Tier- und Landschaftsmalerei zu und bewegte sich am erfolgreichsten auf dem Gebiet des idyllischen Tierstücks mit landschaftlichem Grunde. Auch rein landschaftliche Motive sagten ihm sehr zu. Sein Schaffen stand nicht immer auf gleicher Höhe; hin und wieder schadete er der Wirkung seiner Bilder durch zu vieles Experimentieren und Ummalen. Doch gelangen ihm zahlreiche bedeutsame Werke. Zu seinen besten Schöpfungen zählen folgende Bilder: „Weidende Kühe", „Heimkehrende Kühe bei aufsteigendem Gewitter", „Pflügen am frühen Morgen", „Der ungebildete Alpensohn" (Stier), „Dorothea, das Ochsengespann lenkend" (in der Karlsruher Galerie), „Landsknechtsrast" (Hamburger Galerie), „Die Heuernte", „Ufer des Achensees mit Viehherde", „Tal des Oberengadin", „Auf der Weide", „Morgen auf der Alm" (letztere zwei in der städtischen Gemäldesammlung zu Mannheim) und andere.

Roux machte sich auch als Lehrer der Malkunst in Mannheim sehr verdient. Als Künstler wie als Mensch erfreute er sich großer Beliebtheit, und sein Hinscheiden wurde in weiten Kreisen bedauert. Er starb am 23. Juli 1894, fast 68 Jahre alt, an einem typhösen Fieber, nachdem er kurz vorher seine silberne Hochzeit gefeiert hatte. Der Kunstverein verlor ein eifriges Mitglied an ihm. Ein kleines Selbstporträt des Künstlers aus dem Jahre 1860 ging kürzlich durch Schenkung seiner Tochter, der Frau August Gernandt in Carouge bei Genf, in den Besitz der städtischen Gemäldesammlung zu Mannheim über. (Zu vergleichen ein Nekrolog im Mannheimer Generalanzeiger vom 24. Juli 1894, Nr. 199.)

Walter.

Freiherr Rudolf Rüdt von Collenberg-Eberstadt

wurde geboren zu Rastatt am 1. August 1836 als Sohn des damaligen Stadtdirektors, späteren Staatsrats und Präsidenten des Ministeriums des Innern, Franz Rüdt von Collenberg-Eberstadt (vgl. Bad. Biograph. II, 223). Er besuchte die Lyceen zu Karlsruhe, Freiburg und Wertheim und ergriff nach abgelegtem Abiturium, dem Berufe seines Vaters folgend, das Studium der Rechtswissenschaft auf der Universität zu Heidelberg. Die Kriegsgefahr des Jahres 1859 ließ ihn seine Studien auf kurze Zeit unterbrechen und führte ihn im Verein mit vielen seiner näheren Freunde unter die Fahnen. Im Juni 1859 zum Leutnant auf Kriegsdauer im 1. bad. Grenadier-Regiment ernannt, nahm er nach Beendigung der damaligen Krisis wieder seinen Abschied, um zu seinen Studien zurückzukehren und sich für den von ihm erwählten Berufe vorzubereiten. Nach im Spätjahr 1860 abgelegtem Rechtspraktikanten- und im Frühjahr 1864 bestandenem Referendär-Examen fand er seinen Neigungen und seiner Veranlagung entsprechend Verwendung im Staatsverwaltungsdienst. In den verschiedenen Stellungen zunächst als Gehülfe bei den Ämtern Bruchsal und Freiburg, sodann als Amtmann in Freiburg (1866) und Rastatt (1869), als Amtsvorstand in Meßkirch (1871), Überlingen (1874), Waldshut (1877) und Bruchsal (1881) entfaltete er eine rege und vielseitige Tätigkeit. Sein gerades und offenes Wesen, das ihm schon unter den Studiengenossen eine angesehene Stellung und treue Freunde erwarb, seine Unparteilichkeit und seine genaue Kenntnis der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse sicherten ihm überall das weitgehendste Vertrauen, wie es selten einem Verwaltungsbeamten in so uneingeschränktem Umfang

entgegengebracht wird. Trotz seiner entschieden liberalen Gesinnung genoß er bei politischen und konfessionellen Gegnern großes Ansehen, weil er in ritterlicher Weise Kränkungen zu vermeiden wußte. Eine treffliche, aber, weil von einem Gegner herrührend, völlig einwandsfreie Schilderung seines Charakters und Seins erschien bei seinem Scheiden aus Bruchsal in einem gegnerischen Blatt. Dieselbe besagt: „Herr von Rüdt gehörte allerdings in religiöser und politischer Beziehung zu unseren größten Gegnern, aber er ist ein ganzer Mann, der überall und immer weiß, was er will, er ist ein Charakter, der das, was er für gut und erstrebenswert hält, mit eiserner Konsequenz und zähem Willen zu erreichen sucht. In amtlicher Beziehung haben wir Herrn von Rüdt immer freundlich und zuvorkommend gefunden, und wir haben zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Gegenden des Landes, teilweise unter sehr schwierigen Verhältnissen mit ihm zu verhandeln gehabt.“ Mit besonderer Hingabe widmete er sich der Fürsorge für die Landwirtschaft. Die Landwirte des Seekreises und des Oberrheins verdanken seinen Anregungen manche nachhaltige Vorteile, sein Name ist mit dem Aufschwung der Viehzucht im Bezirk Meßkirch auf das engste verbunden. In allen Amtsbezirken, in welchen Freiherr von Rüdt tätig war, hat er in verdienstvoller Weise das schwierige Gebiet der Organisation der zusammengesetzten Gemeinden, der Bürgernutzungen und Waldlasten bearbeitet, wozu er wohl durch die Verhältnisse des Überlinger Bezirkes besonders veranlaßt worden sein mag. Dort, in Waldshut und Bruchsal bilden seine mit Fleiß und Sachkenntnis gemachten Feststellungen die Grundlage für die derzeitige Sachbehandlung. Aus der ihm lieb gewordenen Tätigkeit in der Verwaltung ländlicher Bezirke wurde der inzwischen im Jahr 1885 zum Stadtdirektor und 1887 zum Geh. Regierungsrat Ernannte durch das Vertrauen des Landesherrn zum Amtsvorstand nach Mannheim berufen (1891), wo er bei dem Ausbau der großstädtischen Verwaltung der badischen Handelsmetropole für den ihm zukommenden Anteil in gleich erfolgreicher Weise mitgearbeitet hat. Die 1896 erfolgte Ernennung zum Landeskommissär für die Kreise Mannheim, Heidelberg und Mosbach, sowie die darauf folgende zum Geh. Oberregierungsrat, ebenso wie die früher schon erfolgten Ordensverleihungen, waren verdiente Auszeichnungen des tüchtigen Beamten, dem Aufdringlichkeit und Strebertum ferne lagen. Diese angenehme dienstliche Stellung gewährte ihm eine um so größere Genugtuung, als sie ihn in nähere Beziehung zu seiner geliebten Heimat (Bezirk Buchen)

brachte. Im Jahre 1876 war er als Abgeordneter des grundherrlichen Adels unterhalb der Murg in die 1. Kammer gewählt worden und gehörte derselben für den Rest des Landtags 1876 und für den Landtag 1877/79 an. Er nahm den regsten Anteil an den Beratungen der Kammer, und mehrere von ihm erstattete Berichte, insbesondere auf dem Gebiete des Gemeinderechts, geben Zeugnis von seiner gründlichen Sachkenntnis. Mit ganzem Herzen hing er an seiner Heimat, wo seine Familie seit Jahrhunderten ansässig und begütert ist, ein Heimatsgefühl, das ihn bewog, regelmäßig und mit Vorliebe seine Urlaubszeit auf seinem Familiensitz zu Hainstadt zu verbringen. Sein Lieblingsgedanke, seine letzten Jahre dort, von Geschäften ausruhend und sich nur mit familiengeschichtlichen Studien beschäftigend, verleben zu dürfen, sollte nicht in Erfüllung gehen. Ein rasch verlaufendes Leiden führte unerwartet am 14. Januar 1900 den allzufrühen Tod herbei. — Er ruht in heimatlicher fränkischer Erde zu Hainstadt, nicht vergessen von denen, welche im Leben gesellschaftlich oder beruflich mit ihm in Berührung kamen. A. R.

Robert Salzer,

am 18. März 1831 zu Rheinbischofsheim geboren als Sohn des C. W. L. Salzer, der im Jahre 1844 als Vorstand des Pädagogiums in Pforzheim starb, besuchte die Schulen der beiden genannten Orte und seit 1845 die obersten Klassen des Gymnasiums zu Heidelberg. Nach beendigten Universitätsstudien und nach wohl bestandenem Staatsexamen volontierte er am Gymnasium in Wertheim 1852/1853, bekleidete dann eine Hauslehrerstelle bei dem russischen Fürsten Gortschakoff in Stuttgart und hierauf eine solche in Wien in der Familie eines Großhändlers, mit dessen Söhnen er längere Zeit im Ausland reiste und Italien, Frankreich und England besuchte. Im Februar 1862 erhielt er eine Anstellung am Gymnasium in Heidelberg, um dann nach vorübergehender Verwendung in Pforzheim und Karlsruhe im Herbst 1872 wieder nach Heidelberg zurückzukehren, wo er als Vorstand der lateinlosen höheren Bürgerschule der Nachfolger des durch seine große Weltgeschichte bekannten Historikers Georg Weber wurde. Beinahe ein Vierteljahrhundert war S. mit den Kollegen der gleichen Schulgattung für den weiteren Ausbau wie für die Gleichstellung der Bürgerschulen mit anderen Mittelschulen des Landes unermüdlich tätig. Im Herbst 1883 wurde die seiner

Leitung unterstellte sechsklassige höhere Bürgerschule in eine siebenklassige Realschule umgewandelt. Das letzte, höchste, in einträchtigem Zusammenwirken mit den städtischen Behörden zu Heidelberg erstrebte Ziel, die definitive Umgestaltung der Anstalt zu einer neunklassigen Oberrealschule, sollte er selbst nicht mehr erreichen. Er starb unerwartet rasch, noch in frischer Manneskraft stehend, an den Folgen eines Schlaganfalles, am 18. Juni 1896. S. war ein hervorragender, durch Vielseitigkeit des Wissens ausgezeichneter Schulmann. Besondere Vorliebe brachte er der Geschichte entgegen. Früchte seiner Studien auf diesem Gebiete sind drei verdienstvolle Monographien aus der pfälzischen Geschichte, welche als Beilagen zu den Programmen der Heidelberger Realschule erschienen sind: 1. Zur Geschichte Heidelbergs von 1689—1693 (1878 und 1879). 2. Der Kampf um die Neckarbrücke am 16. Oktober 1799 (1880). 3. Beitrag zu einer Biographie Ott Heinrichs. Festschrift zur Jubelfeier der Universität Heidelberg (1886). (G. Holzer in den Südwestdeutschen Schulblättern 1896, 196—198.)

Joseph Viktor Sarrazin.

Es war eine außergewöhnlich große Menge Leidtragender, die am 20. Dezember 1895 das offene Grab umstand, das soeben die sterbliche Hülle Sarrazins aufgenommen. Diese Ehrung, sowie die Nekrologe, welche zahlreiche deutsche und französische Tagesblätter, sowie verschiedene fachwissenschaftliche Zeitschriften dem Verstorbenen widmeten, zeigten, daß mit Sarrazin ein nicht gewöhnlicher Mensch aus dem Leben geschieden sei. Franzose von Geburt, war er in manchen Punkten, besonders in der Lebhaftigkeit seines ganzen Wesens, Franzose geblieben, dabei aber doch ein guter Deutscher geworden, welcher vor allem die größere Stetigkeit der deutschen Verhältnisse, besonders der politischen, wohl zu würdigen wußte. Dem Berufe nach ein Gelehrter, verfolgte er mit vollem Interesse alle Vorgänge des öffentlichen Lebens, und wo immer er hier zu tätiger Mitarbeit berufen wurde, widmete er sich dieser Aufgabe in selbstlosester Hingabe. Den Menschen gegenüber war er scharf und rasch mit dem Worte, dabei aber von einer fast grenzenlosen Herzensgüte, die keine Bitte um Hülfe abschlagen konnte und die im stillen gar vielen, manchmal über seine Mittel hinaus, geholfen hat, ohne viel nach Dank zu fragen. Die für seine Tätigkeit als Lehrer der Jugend erforderlichen Eigenschaften hatte ihm die Natur in reichem Maße verliehen;

vor allem eine ungewöhnliche Lebendigkeit, gepaart mit Geduld, große Anpassungsfähigkeit, ein Herz voller Liebe und Teilnahme. Gerade so glücklich war seine Wirksamkeit als akademischer Lehrer. Hier kam ihm besonders die Gründlichkeit des deutschen Gelehrten zu gute, die sich mit der Eleganz und dem Esprit des Franzosen verband. Als Schriftsteller entwickelte er eine in Anbetracht seines an und für sich schon die Vollkraft eines Mannes erfordernden Berufes geradezu erstaunliche Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit, die nur ermöglicht waren durch eine große Schnelligkeit der Auffassung, eine merkwürdige Leichtigkeit in der Wiedergabe seiner Gedanken, ein treues Gedächtnis und eine rastlose Energie. — Geboren ist Sarrazin am 5. Juli 1857 zu Dijon. Sein Vater, ursprünglich erster Staatsanwalt, hatte sich als überzeugter Republikaner nach dem Staatsstreich des zweiten Napoleon der Tätigkeit eines privaten Anwalts zugewandt. Als im Jahre 1868 der Vater plötzlich starb, die Familie in beschränkten Verhältnissen zurücklassend, zog die Mutter nach Mannheim, um hier ihr Lehrerinnendiplom zu verwerten. Nach bestandenem Abiturium besuchte der junge Sarrazin 1876—1879 die Universität Heidelberg, zunächst um klassische Philologie zu studieren. Doch wandte er sich, hauptsächlich durch Bartsch und Gelzer angezogen, der neueren Philologie und der Geschichte zu. Nach einem weiteren Studienjahre in Jena promovierte er 1880 mit der Dissertation: De Theodoro Lectore Theophanis fonte praecipuo. Noch im gleichen Jahre wurde er zur Verwaltung einer Lehrstelle an das Gymnasium in Pforzheim berufen. Nach Absolvierung seines Staatsexamens war er 1882—1887 am Gymnasium in Baden-Baden, 1887—1891 am Gymnasium in Offenburg tätig. In Offenburg reifte in ihm der Entschluß, sich mit der Zeit der akademischen Laufbahn zuzuwenden, was allerdings in Anbetracht seiner geringen Mittel nicht so leicht erschien. Seine Versetzung an die Realschule in Freiburg brachte ihn diesem Ziele näher. Im Wintersemester 1893/1894 begann er seine Vorlesungen als Lektor der französischen Sprache an der Universität unter Weiterführung seines Lehramtes an der Realschule; mit dem Frühjahre des Jahres 1896 gedachte er sich endgültig an der Hochschule zu habilitieren, da machte am 18. Dezember 1895 ein Herzschlag seinen Hoffnungen ein jähes Ende. — Seine schriftstellerische Tätigkeit begann er im Jahre 1883 mit der Abhandlung „Das französische Drama unseres Jahrhunderts" und mit der Übersetzung von Suetons Cäsarenbildern. Nach und nach wurde er Mitarbeiter an fast allen neusprachlichen Zeit-

schriften. Seine gründlichen Arbeiten verschafften ihm bald einen geachteten Namen in der Gelehrtenwelt. Daneben machte er durch fesselnd geschriebene Feuilletons in Tagesblättern und Wochenschriften seine eingehende Kenntnis der französischen Literatur auch den breiteren Schichten des deutschen Volkes zugänglich. Auch versuchte er sich mit Erfolg in Übersetzungen französischer Schriftsteller. Die Schule verdankt ihm eine Reihe sorgfältiger Ausgaben französischer Werke namentlich in der Sammlung Renger. Doch bewahrte er sich in dieser zersplitternden Tätigkeit einen festen, konzentrischen Mittelpunkt, nämlich die Literatur des 19. Jahrhunderts, und seine Werke auf diesem Gebiete „Geschichte des modernen Dramas der Franzosen" und seine Bearbeitung des 2. Teiles von Kreyssigs „Französischer Literaturgeschichte" neben seinem nachgelassenen Buche „Frankreich, seine Geschichte, Verfassung und staatlichen Einrichtungen" sichern ihm einen Platz in den Annalen der Wissenschaft.

Fecht.

Kosmas Sayer

wurde am 11. Oktober 1851 zu Staufen geboren. Sein Vater, Johann Sayer, war Maurermeister und bekleidete das Amt eines Feuerschauers und Bauschätzers für den Amtsbezirk Staufen. Die erste Schulbildung erhielt er in der Volksschule seiner Vaterstadt; von seinem zwölften Jahre an genoß er den Unterricht in der erweiterten Volksschule daselbst und begann mit dem Studium der lateinischen und französischen Sprache. In den Jahren 1866—1869 besuchte er die drei oberen Klassen der höheren Bürgerschule zu Freiburg und betrieb während dieser Zeit fortwährend das Studium der lateinischen Sprache, wozu durch einen Kursus für freiwillige Teilnehmer Gelegenheit geboten wurde. Nach Absolvierung der höheren Bürgerschule entschied er sich für die Laufbahn des Ingenieurs. Am sofortigen Eintritt in die Großherzogliche Polytechnische Schule wurde er aber durch ein Nervenfieber verhindert, infolgedessen er das Studienjahr 1869—1870 zu Hause zubringen mußte. Nach erfolgter Genesung benutzte er den übrigen Teil des Jahres zur Vorbereitung auf die Abiturientenprüfung des Realgymnasiums, indem er nunmehr den Entschluß gefaßt hatte, sich dem Staatsdienste seines engeren Vaterlandes zu widmen und, um dieses Ziel erreichen zu können, genötigt war, durch Privatstudium die auf obengenannten Anstalten erlangte Vorbildung bis auf denjenigen Grad zu ergänzen, welcher als

Bedingung für die Zulassung zum Staatsexamen vorgeschrieben ist. Im Oktober 1870 trat er in den ersten Kurs der mathematischen Schule am Polytechnikum ein und setzte während des Schuljahrs 1870—1871 die Vorbereitung auf das Abiturientenexamen fort. Im August 1871 legte er die Prüfung am Realgymnasium in Karlsruhe ab. Im Juli 1872 absolvierte er den 2. Kurs der mathematischen Schule und vom Oktober 1872 bis März 1875 die Ingenieurschule. Im zweiten Jahre seines Fachstudiums bekleidete er die Stelle eines Assistenten für praktische Geometrie bei Professor Jordan und nahm als solcher teil an den praktisch-geometrischen Exkursionen der Ingenieurschule während des Sommersemesters 1874, sowie einer größeren Übung im Höllental. Nachdem er im Herbst 1875 die Staatsprüfung für Ingenieure bestanden hatte, leistete er seiner Militärpflicht im 1. badischen Feldartillerieregiment Nr. 14 Genüge und rückte im Laufe der folgenden Jahre bis zum Premierleutnant von der Feldartillerie 2. Aufgebots vor. Als solcher erhielt er seinen Abschied am 14. Juni 1890. — Als Ingenieurpraktikant wurde S. in den Jahren 1876—1882 bei den Rheinbauinspektionen Offenburg und Freiburg, bei der Straßen- und Wasserbauinspektion Waldshut, und 1883 bei den hydrometrischen Arbeiten der Oberdirektion des Straßen- und Wasserbaues verwendet. In Anerkennung seiner sehr verdienstlichen Tätigkeit bei dem Hochwasser zu Ende des Jahres 1882 erhielt er 1883 das Ritterkreuz II. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen. 1884 wurde S. zum Ingenieur zweiter Klasse und 1888 erster Klasse mit dem Titel Zentralinspektor ernannt. 1887 verfaßte er mit Zentralinspektor Becker eine Denkschrift über den Binnenflußbau in Baden. 1888 rückte er zum Zentralinspektor mit dem Rang eines Bezirksingenieurs vor. Am 22. April 1890 zum Vorstand der Rheinbauinspektion Offenburg ernannt, wurde S. am 24. Oktober als ordentlicher Professor an die Technische Hochschule (Abteilung für Ingenieurwesen) berufen. Seine Antrittsvorlesung hielt er am 14. Mai 1891 über die Entwicklung des Flußbaues mit besonderer Rücksicht auf Baden. Neben seiner sehr erfolgreichen akademischen Wirksamkeit war er auch bei dem Zentralbureau für Meteorologie und Hydrographie tätig. Mit Unterstützung der Großh. Regierung unternahm S. im Jahre 1891 eine Studienreise, um die Verhältnisse, Regulierungen, Schiffahrtseinrichtungen u. s. f. einiger Flüsse und Ströme in Mittel- und Norddeutschland kennen zu lernen. Im Juli 1892 besuchte er den fünften internationalen Binnenschiffahrtskongreß in Berlin, an den sich Exkursionen

und Besichtigungen wichtiger Wasserbauten in Frankreich anschlossen. Im Jahre 1894, in welchem er durch Verleihung des Ritterkreuzes I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen ausgezeichnet wurde, folgte ebenfalls mit Beihülfe der Regierung, eine Studienreise nach Belgien und Holland. — Dieser aufreibenden Tätigkeit Sayers war auf die Dauer seine Gesundheit nicht gewachsen. Er erkrankte schwer im Jahre 1896 und mußte wegen eines geistigen (cerebralen) Erschöpfungszustandes Hülfe in der Heil- und Pflegeanstalt Illenau aufsuchen. Am 10. April 1897 konnte er als wiederhergestellt aus der Anstalt entlassen werden. Obwohl ihm die Ärzte noch große Schonung empfahlen, fühlte er sich doch nach einiger Zeit so wohl, daß er an die Gründung eines eigenen Heims denken konnte. Er verlobte sich am 25. Januar 1899; die Verehelichung war auf den 11. März festgesetzt. Da wurde er am 24. Februar von einem Schlaganfall betroffen, der seinen sofortigen Tod herbeiführte. In Kosmas Sayer verloren die Technische Hochschule eine ausgezeichnete Lehrkraft, die badischen Ingenieure einen hervorragenden, noch größere Leistungen versprechenden Kollegen. Er hatte ein Alter von nur 48 Jahren 7 Monaten 14 Tagen erreicht. (Nach den Personalakten in der Registratur des Großh. Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts.) *

August Schäfer

wurde am 6. August 1827 als Sohn des Gastwirts Schäfer in Iffezheim geboren. Er besuchte die Volksschule seiner Heimat und das Lyceum in Rastatt. Bei seinem Abgang von dort im September 1846 wurde er primo loco belobt. Vom Oktober 1846 bis August 1849 widmete er sich auf der Universität Heidelberg dem Studium der Rechtswissenschaft. Daneben hörte er auch Mechanik und Physik bei Jolly, Mathematik bei Schweins, Geschichte bei Häußer, Philosophie bei Röth. Bei der Prüfung der Rechtskandidaten im Frühjahr 1850 lautete die ihm erteilte Zensur: „Der Kandidat beantwortete alle Fragen rasch, mit Kundgebung gründlicher Kenntnisse und in besonders klarer und geordneter Darstellung“. Am 13. Mai 1850 wurde Schäfer als „gut befähigt“ unter die Zahl der Rechtspraktikanten aufgenommen. Von August 1850 bis September 1851 war er als Praktikant beim I. Civil-Justizbureau in Heidelberg tätig, bis Dezember 1852 beim Bezirksamt Lörrach, bis Oktober 1853 beim Hofgericht des Unterrheins in Mann-

heim, sodann beim Bezirksamt Tauberbischofsheim, bis im Juli 1854, unter Erlassung der zweiten Prüfung, seine Ernennung zum Referendär erfolgte. Im Oktober des gleichen Jahres wurde Sch. Amtsverwalter zur Vertretung des erkrankten Amtmanns Kah in Heidelberg. Das Bezirksamt Tauberbischofsheim urteilte über ihn in einem an das Hofgericht Mannheim gerichteten Zeugnis: in seiner Dienstführung habe sich ein ausgezeichneter Fleiß und Eifer bewährt, welcher auch an seiner wissenschaftlichen Fortbildung durch fortgesetzte Studien nicht zweifeln lasse. Im September 1855 wurde Sch. zum Referendär beim Bezirksamt Mosbach, im Juli 1860 zum Hofgerichtssekretär in Bruchsal, im Juni 1861 zum Amtsrichter in Triberg ernannt. Im Juli 1864 erhielt Sch. seine Beförderung zum Staatsanwalt mit dem Range eines Kreisgerichtsrates beim Kreis- und Hofgericht Freiburg. Aus Rücksicht auf seine Gesundheit und auf Familienverhältnisse erbat er im März 1866 seine Entlassung aus dem Staatsdienst. In seinem Bericht an den Großherzog sprach der Justizminister Stabel sein Bedauern aus, daß er nicht zu halten sei, „was bei dem gegenwärtigen Mangel an verfügbaren tüchtigen Kräften wünschenswert gewesen wäre". Sein Entlassungsgesuch wurde am 4. April 1866 genehmigt; am 27. April des gleichen Jahres erhielt er seine Aufnahme in den Anwaltsstand und wählte Freiburg zu seinem Wohnsitz. Als Sch. im Juni 1869 um Wiederaufnahme in den Staatsdienst nachsuchte, befürwortete das Justizministerium in dem am 22. Juni an den Großherzog gerichteten Bericht sein Gesuch aufs wärmste, „da durch die Wiederanstellung Schäfers dem Staate ein Beamter wiedergewonnen würde, welcher sich durch seine früheren Leistungen im Staatsdienste und namentlich in der Staatsanwaltschaft stets rühmlich ausgezeichnet hat und mit seiner ungewöhnlichen Befähigung einen durchaus ehrenwerten Charakter verbindet". Am 25. Juni 1869 zum Staatsanwalt in Konstanz mit dem Rang eines Kreisgerichtsrats ernannt, wurde er am 23. April 1870 zum Oberstaatsanwalt beim Landgericht Offenburg befördert, am 11. Mai 1879 zum ersten Staatsanwalt beim Landgericht Freiburg, am 13. Oktober des gleichen Jahres zum Oberstaatsanwalt beim Oberlandesgericht unter gleichzeitiger Übertragung der Funktionen eines Ratsmitgliedes im Ministerium des Großherzoglichen Hauses und der Justiz ernannt. Als im April 1881 ein Ministerwechsel eintrat und die Männer, durch deren besonderes Vertrauen Schäfer in das Ministerium berufen worden war, die Ministerialpräsidenten von Stößer und Grimm, aus den

obersten Staatsbehörden ausschieden, wurde er am 23. Mai auf Ansuchen dieser Ämter enthoben und zum Direktor beim Landgericht Waldshut ernannt; am 26. April 1882 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Freiburg versetzt. Am 9. April 1891 kehrte er als Landgerichtspräsident nach Waldshut zurück, von wo er am 26. April 1895 in gleicher Eigenschaft nach Konstanz versetzt wurde. Dort waren ihm nur noch zwei Jahre amtlichen Wirkens beschieden. Am 20. Mai 1897 erlag er nach kurzer Krankheit einer heftig auftretenden Lungenentzündung, im siebzigsten Jahre seines rastlos tätigen Lebens. Schäfer, der in allen ihm anvertrauten Ämtern den Erwartungen entsprach, die schon in seinen Jugendjahren seine Vorgesetzten in so ehrenvoller Weise ausgesprochen hatten, genoß an den vielen Stätten seiner amtlichen Tätigkeit die allgemeine Wertschätzung, besonders auch im Kreise seiner Kollegen und bei seinen Untergebenen durch die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse, die Rastlosigkeit in seiner Arbeit, die Ehrenhaftigkeit seines Charakters. Seine ausgezeichneten Eigenschaften fanden auch die Anerkennung des Landesherrn durch Ordensverleihungen, zuletzt im Jahre 1892 des Kommandeurkreuzes II. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen. (Dienstakten.)

v. Weech.

Karl Heinrich Schaible

wurde am 7. April 1824 in Offenburg in Baden geboren, wo sein Vater ein angesehener Arzt war, besuchte mit dem zehnten Jahre das dortige Gymnasium, ging dann auf zwei Jahre ins Lyceum zu Rastatt, wurde darauf in Freiburg als Student der Medizin immatrikuliert und studierte schließlich in Heidelberg Medizin. Während seines Aufenthalts in Heidelberg, hatte er durch seine rege Beteiligung an den Studentenverbindungen, die damals mehr oder weniger politische Tendenzen verfolgten, die Aufmerksamkeit der Polizei erregt, und als er im April 1847 Heidelberg verließ, um sich in seiner Vaterstadt Offenburg auf das medizinische Staatsexamen vorzubereiten, wurde er auf der Heimreise in Rastatt verhaftet und als Staatsverbrecher ins Gefängnis abgeführt, wo er neun Monate lang in einer engen, dunkeln Zelle zubringen mußte. Dieser Behandlung wurde er unterworfen, um ihn, wie man ihm offen erklärte, „weich zu machen" und ihn zum Geständnis und zur Angabe von Verschworenen zu zwingen. Da er aber nichts gestand, auch nicht den Verräter spielte, so wurde seine Haft noch

verschärft. Dabei wurde er häufig längeren erschöpfenden Verhören unterworfen, so daß sein Gesundheitszustand so bedenklich wurde, daß der Gefängnisarzt einen energischen Bericht an das Oberamt schickte, das ihm darauf gegen eine Kaution von 4000 fl. gestattete, in sein väterliches Haus zurückzukehren. Dort erschien im Januar 1848, als er noch krank im Bette lag, ein Beamter des Oberamts Offenburg, der ihm das Urteil des Hofgerichts vorlas, von dem er wegen „entfernten Versuchs von Hochverrat" zu einem Jahr Arbeitshaus verurteilt worden war. Wenige Wochen später brach in Paris die Februar-Revolution aus, die in Baden große Aufregung hervorrief, so daß die badische Regierung es ratsam fand, im März für politische Verbrecher eine allgemeine Anneſtie zu erlassen, und so wurde auch Schaible wieder frei. Die französische Februar-Revolution fand Deutschland unvorbereitet, und es war daher leicht, die in einzelnen Staaten zu verschiedenen Zeiten ohne gemeinschaftlichen Plan und einheitliches Zusammenwirken ausbrechenden revolutionären Bewegungen einzeln zu unterdrücken. Der Plan eines allgemeinen deutschen Turnerbundes gelangte aus ähnlichen Gründen nie zur Verwirklichung und als im April 1848 die hitzige Offenburger Jugend zur Unterstützung des Heckerschen Aufstandes im badischen Oberlande einen Aufstand proklamierte, wurde dieser von den heranziehenden hessischen Truppen ohne Schwertstreich unterdrückt und die jungen enthusiastischen Führer flohen, darunter auch Schaible, der glücklich Straßburg erreichte, während andere Führer verhaftet wurden. In Straßburg besuchte Schaible fleißig die Kliniken des dortigen großen Hospitals und später auch auf einige Zeit das Hospital von Metz, in welchen Anstalten sein Vater früher Assistenzarzt gewesen war. Schaibles erstes Exil währte etwa ein Jahr, bis zum Frühjahr 1849, in welchem die zweite, viel ernstere Bewegung in Baden ausbrach, an der sich das ganze Land, das ganze Heer beteiligte und infolge deren die Exilierten in die Heimat zurückkehrten. Schaible begab sich nach Offenburg, um sich den schon nach dem Unterlande gezogenen Offenburger Freischaren anzuschließen, wurde aber von der provisorischen Regierung erst zum Adjunkten des Civilkommissärs des Kreises Offenburg, dann zum Civilkommissär und später zum Kriegskommissär ernannt, in welchen Eigenschaften er von früh morgens bis spät abends unermüdlich tätig war. Nach Unterdrückung des Aufstandes durch die preußischen und hessischen Truppen löste sich die provisorische Regierung auf, und alles, was nur konnte, flüchtete über die Grenze nach der Schweiz oder nach dem Elsaß, um

dem nunmehr beginnenden Rachegericht zu entgehen. Schaible erreichte nach manchen Fährnissen glücklich Straßburg und trat so sein zweites Exil an, das sich aber weniger angenehm gestaltete als das erste. Denn der inzwischen Präsident gewordene Louis Napoleon ließ, um den deutschen Regierungen gefällig zu sein, auf die zahlreichen deutschen Flüchtlinge regelmäßig jeden Morgen förmliche Hetzjagden abhalten und alle, die verhaftet wurden, entweder an die Schweizer Grenze oder nach Nantes abführen. Schaible entging diesen Razzias nur dadurch, daß er sich vor Beginn derselben jeden Morgen um vier Uhr auf die Festungswälle begab und dort bis zur Beendigung der Jagd verweilte. Er wurde aber dieser Hetzjagden so müde, daß er sich schon Mitte August nach Nancy begab, wo er bis Januar 1850 verweilte, die Vorlesungen der dortigen Académie des sciences besuchte und fleißig französisch studierte. Im Januar 1850 begab er sich nach Paris, wo er bis November 1853 lebte und seine Studien fortsetzte. In Paris, wo er viele bekannte Flüchtlinge traf, hatten die deutschen Regierungen ein förmliches Spionagebureau eingerichtet, dessen Agenten die Flüchtlinge scharf überwachten, sie auf Schritt und Tritt verfolgten, über ihr Tun und Treiben genaue Berichte an ihre Gesandtschaften erstatteten und durch falsche Angaben oft die Ausweisung von Exilierten veranlaßten, die sich dann in fremden Ländern wieder eine neue Existenz gründen mußten. Obschon Schaible in Paris sehr zurückgezogen lebte und sich lediglich seinen Studien widmete, wurde er doch eines Morgens im Monat Juni 1851 von französischen Polizeibeamten aus dem Schlafe gerüttelt, nach Durchsuchung seiner Papiere und Effekten verhaftet und einige Stunden später dem Chef des damals in der Polizeipräfektur befindlichen Bureaus für politische Flüchtlinge vorgeführt. Dieser holte einen Stoß ihm offenbar von der badischen Gesandtschaft zugestellter badischer Untersuchungsakten hervor, auf deren Grund er ihm vorwarf, ein großer Revolutionär zu sein, und Schaible wäre ohne Zweifel schon damals ausgewiesen worden, hätte sich nicht Dr. Thierry, der damalige Vizepräsident des Pariser Munizipalrats, für ihn verwendet. Infolgedessen wurde ihm gestattet, bis auf weiteres bei gutem Verhalten in Paris zu bleiben. Im August 1851 betrat Schaible zum erstenmal den Boden Englands, indem er mit seinem Hausherrn, M. Perret, die erste große Weltausstellung in London besuchte. Dieser Besuch hatte auf Schaibles späteres Leben einen entscheidenden Einfluß, denn er lernte Land und Leute näher kennen und vervollkommnete seine Kenntnis des Englischen. Nach vier-

wöchigem Aufenthalt in London kehrte er wieder nach Paris zurück, wo Louis Napoleon einige Monate später, anfangs Dezember, den Staatsstreich inszenierte. Die Lage der deutschen Flüchtlinge war während des Staatsstreichs eine sehr kritische, denn es bedurfte nur der Denunziation eines Polizeispitzels, um das Schicksal des unglücklichen Denunzierten zu besiegeln, der nach der Conciergerie in der Cité geführt wurde, wo der wachhabende Offizier den Soldaten im Hof einen Befehl überbrachte, die dann den Gefangenen einfach gegen die Mauer stellten und ohne weiteres erschossen. Dabei wurden im cabinet noir alle Briefe der Flüchtlinge geöffnet und gelesen, so daß der Polizei nichts unbekannt blieb. Da Schaible in Paris zum medizinischen Examen nicht zugelassen wurde, wandte er sich an die Universität Basel, die ihn nach Vorlegung seiner zahlreichen Studienzeugnisse zum Examen zuließ, das er mit Glanz bestand, worauf er im April 1853 von der Universität Basel zum Doktor der Medizin und Chirurgie ernannt wurde. Im Spätsommer 1853 wurde Schaible ein Posten unter dem französischen Ministerium des Auswärtigen angeboten, den er aber entrüstet ablehnte, denn seine Aufgabe sollte sein, die deutsche Presse zu überwachen und zu beeinflussen. Bald darauf wurde er ausgewiesen, wobei ihm zwischen Belgien und England die Wahl gelassen wurde. Er entschied sich für England, und so schiffte er sich denn anfangs November 1853 in Calais auf einem englischen Dampfer nach London ein, das er nach einer stürmischen Fahrt glücklich erreichte. Voller Hoffnung, aber mit leichter Börse landete Schaible in London, wo er viele alte Freunde und Bekannte traf, die sich schon eine mehr oder weniger auskömmliche Existenz errungen hatten, darunter Ferdinand Freiligrath, Gottfried Kinkel, Lothar Bucher, Karl Blind, Theodor Goldstücker, Karl Marx, Friedrich Engels, Johannes Ronge, Amand Gögg, Richard Wagner, Gustav Bergenroth, Hermann Müller-Strübing, Arnold Ruge, den berühmten Augenarzt Dr. Eduard Bronner (s. Bad. Biogr. IV, 57 ff.) und andere Exilierte, deren Namen einen guten Klang haben. Nachdem Schaible sich in London über seine Aussichten in England genau orientiert hatte, trat er von dem Medizinfach zurück und widmete sich dem Lehrfach, und zwar mit solchem Erfolg, daß er bald die höchsten Stufen erklomm. Er lehrte Naturgeschichte, Physiologie mit Hygiene, Sprachen mit Literaturgeschichte, bereitete junge Männer für Universitätsprüfungen vor, und in kurzer Zeit war er Lehrer an mehreren großen Londoner Sekundärschulen. Seine genaue Kenntnis der englischen Sprache setzte

ihn bald in den Stand, für Fachblätter Artikel und Rezensionen zu schreiben, denen größere Arbeiten und später eine Reihe von Werken über Naturwissenschaften, Erziehung, Hygiene, Geschichte rc. folgte, die teils in deutscher, teils in englischer Sprache erschienen und überall die höchste Anerkennung fanden. Seine vielseitige und aufreibende Tätigkeit auf dem Felde der Literatur beeinträchtigte in keiner Weise Schaibles Tätigkeit als Schulmann. Er unterrichtete in mehreren höheren Schulen, wurde Examinator am College of Preceptors, dann Mitglied des Senats dieser Anstalt, später Examinator an der Universität London, der ersten Universität Englands; im Jahre 1862 wurde er Mitglied des Lehrerstabes der kgl. Militär-Akademie in Woolwich und somit permanenter englischer Staatsdiener. In der Akademie war er erst Instruktor, und im Jahre 1870 Chef seiner Abteilung mit dem ihm vom Staate verliehenen Titel „Professor". Nach 21jähriger Dienstzeit trat Schaible im Juli 1882 mit Pension von seinem Posten zurück, um den Rest seiner Tage in seiner Heimat zu verleben. In Baden war schon 1861 für alle politischen Vergehen im Jahre 1849 bedingungslose Amnestie erteilt worden. So konnte Schaible sich wieder dauernd im Vaterlande niederlassen. Von 1883 bis 1892 lebte er in Heidelberg, dann zog er vorübergehend nach Freiburg, 1894 schlug er wieder seinen Wohnsitz in Offenburg auf. Aber seines Bleibens war auch hier nicht. Eine unwiderstehliche Sehnsucht zog ihn 1897 abermals nach Heidelberg, wo er nun seine letzten Lebenstage in angenehmem Verkehr mit alten Freunden verbrachte. Er starb am 21. September 1899, seine irdischen Überreste wurden im dortigen Krematorium verbrannt. Die Mußestunden, welche ihm nach seiner Rückkehr in die Heimat gegönnt waren, benutzte Schaible zu einer fruchtbaren schriftstellerischen Tätigkeit. Von seinen Schriften seien hier aufgeführt: Geschichte der Deutschen in England (1885), Die Juden in England (1890), Deutschland vor hundert Jahren (1892), Die höhere Frauenbildung in Großbritannien (1894). „Zum Andenken für deutsche und englische Freunde" veröffentlichte er „ein flüchtiges Lebensbild" unter dem Titel „Siebenunddreißig Jahre aus dem Leben eines Exilierten" (1895), welchem im wesentlichen obiger Lebensabriß folgt. Vgl. ferner „Noch ein 48er" von Otto Freiherrn von Völderndorff in „Biographische Blätter", herausgegeben von A. Bettelheim II, 112ff., und Paula Reber im „Biographischen Jahrbuch", herausgegeben von demselben IV, 183 ff. *

Moritz Schauenburg.

Dem alten Verlage von J. H. Geiger, in dem seit 1794 das „Lahrer Wochenblatt" und seit 1801 der „Kalender des Lahrer Hinkenden Boten", später auch die in Baden amtlich eingeführten Schul- und Kirchenbücher erschienen, allgemeindeutschen, ja Weltruf verschafft zu haben, ist das Verdienst des Westfalen Johann Moritz Konrad Schauenburg, der am 24. Oktober 1827 zu Herford als Sohn des königlichen Rendanten der Domänen Johann Konrad Schauenburg und seiner Ehefrau Helene, geb. Rothert, einer Predigerstochter, geboren wurde. Er erlernte den Buchhandel bei Gottschalk Dietrich Baedeker in Essen und kam im Jahre 1850 nach Lahr. Vier Jahre später heiratete er Julie Geiger, die Tochter seines Brotherrn Johann Heinrich Geiger, und übernahm darauf 1856 gemeinschaftlich mit seinem Schwager Ferdinand Groß den Geigerschen Verlag. Im Jahre 1864 schied Ferdinand Groß aus der Firma aus und Moritz Schauenburg war nun alleiniger Inhaber, so daß denn auch die neuen Verlagsartikel von jetzt an unter seinem Namen herauskamen. Schon die sechziger Jahre sahen einen großen Aufschwung des Verlags, der alle Wissensgebiete umfaßt, vornehmlich gründete sich dieser aber auf den längst eingeführten „Kalender des Lahrer Hinkenden Boten" und auf das neugeschaffene „Lahrer Kommersbuch". Im Jahre 1859 hatte der Eisenbahn-Ingenieur Albert Bürklin aus Offenburg (s. Bad. Biogr. IV, 64 ff.) die Redaktion des „Hinkenden Boten" übernommen, und es zeigte sich bald, daß man in ihm ein volkstümliches Talent ersten Ranges gewonnen hatte, das nicht nur für die in Baden seit Hebel fast immer mit Glück gepflegte Kalendergeschichte, sondern auch für die gerade in diesen Zeiten notwendig werdende populäre politische Schriftstellerei hervorragend befähigt war. Seit 1863 leitete dann Bürklin auch die „Illustrierte Dorfzeitung des Hinkenden Boten", die sich in weiten Kreisen großer Beliebtheit erfreute und, wie sie durch den Kalender emporgekommen war, nun auch ihrerseits wieder zu seiner Verbreitung beitrug. So drang der „Hinkende Bote" über sein altes Gebiet, das Badnerland, weit hinaus und eroberte sich im Zeitalter der deutschen Einigung und des Kulturkampfs das ganze Deutschland, ja die Welt, soweit sie Deutsche bewohnen. Es war die entschieden nationale Gesinnung, die nicht nur den Redakteur und Hauptmitarbeiter, sondern auch den Verleger des Kalenders erfüllte, was den großen Erfolg, die Verbreitung in mehr als einer Million Exemplaren mit sich brachte, doch tat selbstverständlich auch die geschäftliche Energie

und Umsicht Moritz Schauenburgs das ihrige. Er hat bis an sein Lebensende, von seinem tüchtigen Prokuristen Albert Guth unterstützt, nicht aufgehört, dem „Hinkenden Boten" seine eifrigste Fürsorge zu widmen, alles zu tun, um ihn auf der Höhe echter Volkstümlichkeit und nationaler Wirkungskraft zu erhalten. — Mit dem „Hinkenden Boten" hängt bekanntlich auch die Gründung des ersten deutschen Reichswaisenhauses zu Lahr und der deutschen Reichswaisenhäuser überhaupt zusammen, und zwar geht diese auf eine Idee Moritz Schauenburgs zurück: Im Januar 1876 hatte Albert Bürklin an diesen das Manuskript einer „Standrede" für den 1877er Kalender mit der Überschrift „Viele Wenig machen ein Viel" gesandt, worin zur Sammlung von Zigarrenabschnitten aufgefordert wurde, um aus deren Erlös nach dem Vorbilde eines schon seit Jahren bestehenden Berliner Sammelvereins zu Weihnachten arme Kinder zu kleiden. Schauenburg nahm den Vorschlag mit lebhaftestem Beifall auf, fügte aber hinzu: „Wir wollen's nicht bei der Sammlung von Zigarrenspitzen bewenden lassen, sondern auch Pfennige von Nichtrauchern sammeln und ein Waisenhaus bauen". Man weiß, wie dann durch die Propaganda des „Hinkenden" überall in Deutschland „Fechtschulen" entstanden, deren eifrige Tätigkeit die Eröffnung des ersten Reichswaisenhauses zu Lahr am 25. Mai 1885 ermöglichte. Weitere Reichswaisenhäuser wurden dann noch errichtet in Magdeburg, Schwabach und Salzwedel, und später haben auch die deutschen Kriegervereine auf ähnliche Weise Waisenhäuser zustande gebracht. Mit Albert Bürklin, Ludwig Eichrodt, Friedrich Geßler und anderen Freunden hat Moritz Schauenburg dem Verwaltungsrat des Lahrer Waisenhauses bis an seinen Tod angehört. — Das Lahrer Kommersbuch oder, wie der eigentliche Titel lautet, das „Allgemeine deutsche Kommersbuch" ist eine selbständige buchhändlerische Schöpfung Moritz Schauenburgs. Es erschien unter der musikalischen Leitung Friedrich Silchers und Ludwig Erks, also der Berufensten, zuerst im Jahre 1858, und Ernst Moritz Arndt gab ihm noch seinen Segen auf den Weg. Sicherlich verdiente es ihn auch: eine so gute Sammlung vaterländischer, Studenten- und Volkslieder für die akademische Jugend existierte bis dahin nicht. Die Liebe der Studierenden fiel ihm daher rasch zu und ist ihm bis auf diesen Tag geblieben. Als später ein Anhang hauptsächlich humoristischer Natur nötig wurde, übernahm Ludwig Eichrodt die Redaktion, und seine eigenen wie Scheffels Lieder haben dem Kommersbuch auch in dieser Beziehung seine Eigenart verliehen. Von dem Verleger darf man sagen, daß er

hier so gut wie beim „Hinkenden Boten" im Dienst der nationalen Idee gestanden habe. — Es ist natürlich unmöglich, hier sämtliche buchhändlerische Unternehmungen Moritz Schauenburgs aufzuführen. Nicht alle schlugen selbstverständlich ein, wie denn beispielsweise das kostspielige große Rheinwerk Kaspar Scheurens nicht mehr ganz den künstlerischen Zeitgeschmack traf. Aber zu den reinen Erfolganbetern hat Moritz Schauenburg eben auch nicht gehört: Zeugnis des ist die außerordentlich billige „Volksbibliothek des Hinkenden Boten", die vor den verwandten Unternehmungen wie Reclams Universalbibliothek den volkstümlichen Zug voraus hat, Zeugnis des ist auch die Bereitwilligkeit, mit der er die Werke badischer Dichter (Eichrodt, Friedrich Geßler u. s. w.) in Verlag nahm, obschon ein großer Gewinn nicht zu erwarten war. — Sein Geschäft hat Moritz Schauenburg stetig erweitert und vergrößert, neben dem Verlag und der Buchdruckerei auch noch eine lithographische Kunstanstalt, Schriftgießerei, Stereotypie und Galvanoplastik, sowie eine Buchbinderei eingerichtet, so daß der Betrieb bald zu den größten des gewerbreichen Lahrs zählte. Der Unternehmungsgeist Schauenburgs fand aber in ihm noch keine Befriedigung: daher hat er nach dem Kriege von 1870/71 in Straßburg die Gründung einer Papierfabrik veranlaßt und auch eine Straßburger Zeitung einige Jahre besessen; später in den achtziger Jahren erwarb er dann das altberühmte „Frankfurter Journal" mit der „Didaskalia", konnte aber gegen die erdrückende Konkurrenz anderer Frankfurter Zeitungen nicht aufkommen. Unzweifelhaft war Moritz Schauenburg seiner Zeit einer der ideenreichsten und tatkräftigsten Industriellen Badens, und seine Verdienste wurden denn auch anerkannt, u. a. durch die Verleihung des Ritterkreuzes I. Klasse mit Eichenlaub des Zähringer Löwenordens. Persönlich zeichnete ihn eine große Liebenswürdigkeit aus, die um so höher zu schätzen war, als er, auch körperlich eine Kraftnatur, von Haus aus augenscheinlich ein sehr heftiges Temperament besaß. Er erlebte noch die große Jahrhundertfeier des Geigerschen Verlags, die mit allerlei anderen Jubiläen der Firma in das Jahr 1894 fiel und unter großer Beteiligung und warmer Anteilnahme von den verschiedensten Seiten begangen wurde, und starb am 25. Januar 1895. Das von ihm zu so hoher Blüte entwickelte Geschäft wird seitdem von seinem Sohne Dr. Moritz Schauenburg, der schon 1888 nach Beendigung seiner Universitätsstudien als Teilhaber eingetreten war, in Gemeinschaft mit seiner Mutter, der Witwe des Verstorbenen, weitergeführt.

Adolf Bartels.

Oskar Schellenberg,

Kirchenrat und Stadtpfarrer in Heidelberg, ist der jüngste unter den drei Brüdern, die eine Reihe von Jahren gleichzeitig angesehene Stellungen in der badischen Landeskirche einnahmen und außer ihrer ersprießlichen Tätigkeit in der Gemeindearbeit namentlich für die Entwicklung der Kirche im liberalen Sinne tätig waren. Oskar Schellenberg, dem Pfarrhause in Gundelfingen bei Freiburg entsprossen, ist am 24. September 1824 geboren. In Freiburg erhielt er seine Gymnasialbildung. Die tägliche Wanderung dahin bei jedem Wetter hat seinem Körper wetterharte Gesundheit und seinem Geist Naturfrische und muntere Fröhlichkeit verliehen. 1844 bezog er die Universität Halle, bald darauf Heidelberg, wo er auch 1847 unter Rothes Leitung das Predigerseminar besuchte. Ehe er dazu kam, sein Examen zu machen, brach der Revolutionssturm vom Jahr 1848 aus und der junge idealgestimmte erregbare Kandidat schloß sich, begeistert für den Gedanken eines einigen freien Deutschlands, der Bewegung an und nahm im folgenden Jahr sogar kurze Zeit am Kampfe mit den Waffen teil. Nach Wiederherstellung der Ordnung traf auch ihn das Los des Flüchtlings. Er suchte eine Zuflucht in der Schweiz und nahm eine Stellung als Lehrer in der Erziehungsanstalt Wabern bei Bern an. Als 1852 die Untersuchung gegen ihn niedergeschlagen wurde, kehrte er frohen Herzens wieder in die Heimat zurück, um zunächst als Lehrer an dem damals blühenden Benderschen Institut in Weinheim zu wirken. 1855 endlich zum Examen zugelassen, bestand er es als der erste, wurde dann Vikar in Eberbach, hierauf Pfarrverweser in Gemmingen, gewann dort bald das Vertrauen der Gemeinde und der Grundherrschaft und wurde 1859 zum Pfarrer ernannt. Als 1862 durch den Weggang Plitts nach Bonn eine Pfarrstelle an der Heiliggeistkirche in Heidelberg und zugleich die Stelle eines Lehrers am evangelischen Predigerseminar frei wurde, erhielt er für diese kombinierte Stellung eine Berufung. Auch der Dienst eines zweiten Universitätspredigers war damit verbunden. 1866 erhielt er auf seinen Wunsch die zweite Pfarrstelle an der Providenzkirche, wurde nach Zittels Tod erster Pfarrer, nach Herbsts Tod Vorsitzender des Kirchengemeinderats und Dekan der Diözese Mannheim-Heidelberg. Ein beliebter Prediger und eifriger Seelsorger wirkte er mit voller Kraft bis 1883, wo ihn ein schwerer Schlaganfall traf. Er erholte sich zwar wieder und nahm, obgleich einseitig gelähmt, seinen Dienst wieder auf, indessen

bewog ihn seine erschütterte Gesundheit 1886 von seiner Seminartätigkeit, 1893 von seinem ganzen Amte zurückzutreten und nach Karlsruhe zu ziehen, wo sich zwei seiner Söhne in angesehenen Stellungen befanden. Am 19. Juni 1895 starb er. Er verband prinzipielle Denkweise und Überzeugungstreue mit einem warmherzigen, humorvollen Gemütsleben. Er war ein begeisterter Patriot, ein warmer Freund seiner Kirche und ein entschiedener Verfechter liberaler Grundsätze in Staat und Kirche. Seit 1876 war er Mitglied sämtlicher Generalsynoden bis zu seiner Pensionierung; 1881 erhielt er das Ritterkreuz I. Klasse vom Zähringer Löwen, 1886 den Kirchenratstitel. Er war aufs glücklichste verehelicht mit Margarete Rumpf aus Basel und hinterließ 2 Töchter und 3 Söhne.

D. W. Hönig.

Ludwig Schenk.

Geboren am 25. August 1814 zu Karlsruhe, als ältester Sohn des Säcklermeisters Sch., besuchte der reichbegabte Knabe die damalige Vorschule und das Lyceum (1821—31) seiner Vaterstadt und bezog 1832 die Universität Heidelberg, woselbst er sich bis 1835 dem Studium der Medizin widmete. Im darauffolgenden Jahre erlangte Schenk die Approbation mit der Note „gut" für innere Medizin, Chirurgie und Geburtshülfe und ließ sich 1837 in Karlsruhe als praktischer Arzt nieder. Der allgemeinen Strömung folgend, machte derselbe noch im Jahre 1865 sein Doktorexamen (summa c. laude). Lange hielt es der strebsame junge Arzt, obgleich er unter sehr günstiger Prognose seine ärztliche Tätigkeit eröffnet hatte, in den Anfangsstadien der Praxis nicht aus, sondern trat 1840 bei einer russischen Fürstin und deren krankem Sohne als Reisebegleiter in Funktion und durchquerte mit dieser Familie während eines halben Jahres fast ganz Rußland. Heimgekehrt eilte Schenk in den fünfziger Jahren bei Ausbruch der Cholera nach München zum Studium der dort herrschenden Epidemie. Im österreichisch-italienischen, sowie im schleswig-holstein-dänischen Kriege sehen wir Schenk in den dortigen Kriegsspitälern. Seit 1862 Hausarzt des Prinzen Wilhelm und später vielfach bei dem Prinzen Max zu Beratungen beigezogen, genoß Schenk bis an sein Lebensende das ungetrübteste Vertrauen seiner hohen Gönner, hat dasselbe aber auch in schweren Zeiten (Verwundung des Prinzen Wilhelm bei Nuits und Erkrankung desselben an Typhus in Palermo) glänzend gerechtfertigt. Als im Jahre 1876 der Krieg zwischen Serbien

und der Türkei ausbrach, begab sich Schenk für längere Zeit auf den dortigen Kriegsschauplatz. Eine Reihe von Jahren versah Schenk trotz seiner großen Privattätigkeit die Stelle des Oberarztes im St. Vinzentiushaus in Karlsruhe. Nach 50jähriger rastloser Arbeit zwang ihn das herannahende Alter im Jahre 1886 seinem praktischen Wirken zu entsagen, und nach wenigen Jahren der wohlverdienten Ruhe beschloß er, 77 Jahre alt, im Jahre 1891 sein inhaltreiches Leben. — Schenk war im wahren Sinne des Wortes ein self-made man. Hervorgegangen aus den dürftigsten Verhältnissen, war er schon frühe genötigt, um den Eltern seine Ausbildung im Lyceum zu erleichtern, Privatstunden zu geben und auch auf der Universität war es ihm nur mit Hülfe von Stipendien und Stundengeben möglich, die Kosten des Studiums zu bestreiten. Die Revolutionsperiode in den Jahren 1848 und 1849 ging nicht spurlos an unserem Schenk vorüber; ohne jemals im Banne politischer Dogmen zu stehen, verfolgte er die Entwicklung des deutschen Vaterlandes mit idealer Hingabe in dem felsenfesten Glauben an dessen einstige Größe. — Schenks verdienstliches Wirken erfuhr auch durch Titel und Auszeichnungen gerechte Anerkennung. 1869 wurde er Medizinalrat und 1887 erfolgte seine Ernennung zum Geheimen Hofrat. 1871 erhielt er das Ritterkreuz I. Klasse vom Zähringer Löwen, nebst der badischen und der deutschen Erinnerungsmedaille an den deutsch-französischen Krieg. Von Preußen 1872, Rußland 1888, Anhalt 1889 wurde Schenk mit hohen Orden ausgezeichnet. Einem von Jugend auf bestehenden Drange, entfernte Länder kennen zu lernen, konnte Schenk in der zweiten Hälfte seines Lebens reichlich entsprechen und so verbrachte er seine alljährlichen Ferien in fast allen Ländern Europas, begleitet von seiner ihm 1858 angetrauten Gattin Josephine geb. Kißling, die ihm getreulich den Abend seines Lebens verschönte. Dreßler.

Andreas Schill.

In Siensbach im Amt Waldkirch am 9. Juni 1849 geboren, empfing Schill durch einen Geistlichen in Waldkirch den ersten Lateinunterricht und besuchte dann 6 Jahre hindurch das Gymnasium in Freiburg. Nach einem akademischen Triennium in Freiburg begab er sich zur Vertiefung seiner theologischen und philosophischen Studien an die Universität in Würzburg, woselbst er mit den beiden hervorragendsten Lehrern Hergenröther und Hettinger auch in vielfach persönliche Beziehungen

trat. Am 16. Juli 1872 zum Priester geweiht, erwarb sich Schill am 23. Juli 1873 den Doktorgrad in der Theologie an der Universität Würzburg. Zunächst in der praktischen Seelsorge verwendet, erhielt er seine erste Anstellung als Vikar in Heitersheim; zwei Jahre später ward er als Pfarrverweser nach Wolfach versetzt; an beiden Orten wirkte er mit großem Eifer und sichtbarem Erfolg. Nach mehr als vierjähriger Wirksamkeit in Wolfach erbat und erhielt Schill Urlaub, um in Freiburg weiteren Studien obzuliegen. Mit Beginn des Wintersemesters 1880/81 habilitierte sich Schill an der Universität und begann im Oktober 1880 seine Vorlesungen, die sofort außerordentlichen Anklang fanden. Zu gleicher Zeit ward der angehende Privatdozent von der Kirchenbehörde zum Pfarrverweser in Herdern ernannt. Nochmals widmete Schill einige Monate theologischen Studien im Wintersemester 1882/83, das er in Rom verbrachte. Im November 1883 wurde das ehemalige theologische Konvikt als Privatanstalt wieder eröffnet und Schill zum Direktor desselben berufen. Drei Jahre darauf wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt und mit dem Lehrauftrag für Kirchenrecht betraut. Obgleich Schill auch dieses Gebiet vorzüglich beherrschte, wurde doch im Jahre 1889 ein auswärtiger Dozent für diesen Lehrstuhl berufen, während Schill Lehrauftrag für Apologetik erhielt. Als durch Gesetz vom Jahre 1888 die erzbischöflichen Anstalten wieder ins Leben treten konnten, wurde Professor Schill von Erzbischof Roos zum Direktor des erzbischöflichen Konvikts ernannt. In dieser Doppelstellung als Professor der Apologetik und Direktor des Konvikts verblieb A. Schill, bis die Mühen der zweifachen Arbeit die Kräfte des geistig hochbegabten und körperlich starken Mannes frühzeitig verzehrten. Andreas Schill war ein Mann von außergewöhnlichem Talent, hohem Fleiß und lebendigster Darstellungsgabe. In Theologie, Philosophie und Geschichte waren seine Kenntnisse ganz hervorragende. Ein Lehrer in eminentestem Sinne, verstand er es, die Zuhörer zu fesseln und auch schwierige Partien leicht faßlich darzustellen und zu beleben. Seine Kollegien waren stets von einer außergewöhnlich großen Zahl von Zuhörern besucht; seine Vorlesungen waren aber auch voll Kraft und Leben. Obgleich Professor Schill nicht über ein sehr günstiges Organ verfügte, war er doch auch als Kanzelredner stets gerne gehört und oft begehrt. Schills Charakter war frühzeitig ein fertiger; wenn demselben auch „das persönlich Liebenswürdige und Sympathische manchmal fehlte", so wußte er doch durch die Konsequenz seines Denkens und durch die Energie seines Handelns

einem jeden Hochachtung abzugewinnen, wobei sich allerdings bisweilen eine gewisse Härte und Herbheit nicht ganz vermeiden ließ. Das Niedrige und Gemeine blieb ihm stets fern. Schills Erstlingsschrift war die im Jahr 1876 publizierte Monographie über „Die Konstitution Unigenitus, ihre Veranlassung und ihre Folgen", eine Arbeit, die vollständig auf Quellenstudien aufgebaut, eine eingehende Geschichte des Jansenismus gibt und in klarster Darstellung zeigt, wie diese Irrlehre anfangs in versteckter Weise, dann um so offener und rücksichtsloser Religion und kirchliche Ordnung bekämpfte, um schließlich in Unglauben und Revolution zu endigen. Wenn auch bis zum Erscheinen des zweiten größeren Werkes der „Theologischen Prinzipienlehre" viele Jahre vergingen, war Schills Feder indes nicht müßig. In die Literarische Rundschau schrieb er eine Reihe von Rezensionen; ebenso verfaßte er verschiedene Aufsätze und kurze Biographien für das „Freiburger Kath. Kirchenblatt"; unter diesen ragen in besonderer Weise hervor die beiden umfangreichen Arbeiten zur Geschichte des Erzb. Theol. Konviktes und die Beiträge zur Geschichte des Markgrafen Jakob III. von Baden, unter dem Titel „Zwei Gedenktage". Auch einige der von ihm gehaltenen Primizpredigten erschienen im Druck. Das genannte Lehrbuch der Apologetik, vom Verfasser selbst als „Lehr- und Lernbuch für angehende Theologen" bezeichnet, bezweckt „eine methodische Vorbereitung und Einführung in die hl. Wissenschaft". Klarheit, scharfe Beweisführung, logische Entwicklung des Lehrstoffs und sachliche Folgerichtigkeit sind die besondern Vorzüge dieses Buches. Obwohl Schills staatsbürgerliche Gesinnung stets eine korrekte war und die Vorzüge seiner ganz eminenten Lehrgabe anerkannt wurden, erhoben sich doch gegen seine Ernennung zum ordentlichen Professor Schwierigkeiten und Hindernisse mannigfacher Art. Daß dieser so lange gehegte Wunsch sich nicht verwirklichte, war neben der Veranlagung seines Charakters und einem in den letzten Lebensjahren sich einstellenden körperlichen Leiden der Hauptgrund einer gewissen bittern Stimmung, die sich oft geltend machte. Eine rasch verlaufende Krankheit nahm den so rüstigen Mann in seinem 47. Lebensjahr am 9. Mai 1896 hinweg, nachdem er noch am Tage vor seinem Tode an die um sein Sterbebett versammelten Alumnen eine tief ergreifende Exhortation gehalten hatte. (Vergl. über Schill: K. Mayer, Dr. Andreas Schill, ein Ehrenblatt auf dessen Grab, Freiburg 1896, Freib. Kath. Kirchenblatt, Jahrg. 1896, Nr. 19 ff. — Necrol. Friburg. im Freib. Diözesan-Archiv 1900. N. F. Bd. 1. S. 276.) J. Mayer.

Karl Freiherr Schilling von Canstatt,

hervorragender Ornithologe, war am 22. April 1843 zu Heidelberg geboren als Sohn des Großh. Forstmeisters und Kammerherrn Freiherrn Wilhelm Schilling von Canstatt; ein Großoheim mütterlicherseits war der verdienstvolle Altertumsforscher Dekan Karl Wilhelmi in Sinsheim. Während der im Kreise zahlreicher Geschwister zu Heidelberg und Mosbach verlebten Schülerzeit war Karl der eifrige Begleiter seines Vaters im Forst wie auf der Jagd und die ersten damals entstandenen Zeichnungen verraten schon den vielbegabten, liebe- und humorvollen Beobachter der Natur, insbesondere der Vogelwelt. Nach dem Besuch des Karlsruher Kadettenhauses 1862 zum Leutnant im 3. Infanterieregiment ernannt, fand Sch. in der wald- und wildreichen Umgebung von Freiburg seinen eigentlichen Beruf wieder, erbat im Frühjahr 1866 den Abschied und wandte sich nach dem ihn mächtig anziehenden Österreich. Mit eisernem Fleiß holte der 23jährige auf der K. K. Forstschule Mariabrunn bei Wien das Fehlende nach, um 1870 als Forstadjunkt seinen Dienst auf den mährischen Gütern des Fürsten von Liechtenstein anzutreten. Der Trieb nach weiterer Ausbildung und höhere Aufmunterung riefen ihn 1874 als Assistenten und Lehrer an seine Forstschule zurück, mit der er im folgenden Jahre bei ihrer Verlegung nach Wien zog, wo auch 1876 die Staatsprüfung für den höheren Forstdienst bestanden wurde. Zahlreiche Studienreisen weit über Österreich hinaus bezeichnen diese Jahre; auch die Heimat wurde öfters besucht, so 1874 gelegentlich der Freiburger deutschen Forstversammlung, über die Sch. im „Zentralblatt für das gesamte Forstwesen“, Wien 1875, berichtete und bei welcher Gelegenheit er mit seinen Brüdern den seither mehrmals erneuerten Hirsch auf dem Hirschsprungfelsen im Höllental aufstellte. 1877 wurde der praktische Forstdienst wieder aufgenommen, u. a. in den Salzburger Alpen, im Küstenland und in Istrien. Eine neue Welt tat sich dem 1880 zum Forstverwalter Ernannten im eben okkupierten Bosnien auf, wo er bei der Forsteinrichtung der früher kaum bewirtschafteten Waldungen reiche Tätigkeit (so u. a. beim Bau von Schwarzwälder Holzriesen) und als Jäger wie als Naturforscher bis dahin noch fast unberührte Gebiete vorfand. 1885 brachte die Beförderung zum provisorischen Forstmeister aber auch schwere Erkrankung, welche zusammen mit allmählich vorgeschrittener, ererbter Schwerhörigkeit die Versetzung auf eine ruhigere Stelle und in ein milderes Klima, auf

die einsame dalmatinische Insel Meleda, veranlaßte. Drei Jahre hindurch führte Sch. deren Forstverwaltung, beobachtete eifrig die eigentümliche, den Süden mit dem Norden vermittelnde Natur und empfing hier auch den Besuch des gleichfalls als Ornithologe bedeutenden, unglücklichen Kronprinzen Rudolf. Es folgte noch weitere, hauptsächlich dem Forstwegbau gewidmete Tätigkeit in der Bukowina und in Galizien, und 1890 erbat Schill wegen völliger Ertaubung seine Zuruhesetzung. Nach einem gescheiterten Versuch, sich in der ihm zu eng gewordenen Heimat niederzulassen und nach einem längeren Jagdaufenthalt in Ungarn zog es ihn 1892 wieder nach dem ihm liebgewordenen Bosnien, und nun begann ein ungestört dem Studium der Tierwelt gewidmetes Forscherleben, zu welchem Zweck der Wohnsitz meist in entlegenen Blockhäusern auf Bergpässen weiter Urwaldbezirke gewählt wurde, wo ein hartes entbehrungsreiches Leben, aber auch ideale Beobachtungspunkte des Vogelwanderungszuges winkten. Wie meist bei Gehörleiden, so war für sein angegriffenes Gemüt das einsame Leben weitab vom Menschengewühl eine Wohltat und andrerseits zog ihn das beschauliche, ruhige Wesen der wenig zahlreichen mohammedanischen Bevölkerung gerade an. Einen sicheren Rückhalt fand er bei seinen Studien in dem vorzüglich geleiteten Institut des bosnisch-herzegowinischen Museums zu Serajevo, dessen Kustos Othmar Reiser manche seltene Jagdbeute Schillings aufweisen kann und der die wertvollsten Beobachtungsergebnisse behufs weiterer Nutzbarmachung sammelte. Vorübergehend nahm auch wieder die Landesverwaltung die Kenntnisse und die Erfahrung des einsamen Jägers bei der Aufstellung neuer Jagdgesetze für das Okkupationsgebiet und bei der Durchführung der letzteren in Anspruch, so insbesondere hinsichtlich der Raubwildvertilgung. 1898 wurde zur Erholung von dem unwirtlichen Leben und behufs besonderer ornithologischer Beobachtungen eine Reise nach Griechenland mit Winteraufenthalt in Patras unternommen und im Frühjahr 1899 siedelte Sch. zur Fortsetzung dieser Studien nach Albanien über. Hier wohnte er bei freundlichstem Entgegenkommen der türkischen Behörden zunächst an dem von Wassergeflügel wimmelnden Skutari-See und dann am Meer in dem als Fiebernest berüchtigten San Nicolo di Bojana zunächst der Grenze auf montenegrinischem Gebiet, einem für ornithologische Studien hervorragend geeigneten Punkte. Aller Warnungen ungeachtet wollte Sch. hier die Herbstwanderung der Vögel abwarten, wobei ihm nur eine äußerst dürftige Wohnstätte zur Verfügung stand. Am 2. September richtete er die

letzte Sendung mit Vogelbälgen und Notizen nach Serajevo und am 13. fand ihn ein befreundeter Schiffskapitän schwer fieberkrank, allein und hilflos daniederliegend. Auch die eilige Aufnahme in das österreichische Spital zu Skutari und die sorgfältigste Pflege konnten ihn nicht mehr retten; am 19. September 1899 erlag er der Malaria und fand auf dem serbischen Friedhof am Seeufer seine letzte Ruhestätte. — Karl Schilling von Canstatt hat selbst nur wenig veröffentlicht und besonders in seinen letzten Jahren widerstrebte ihm dies. Seine Hauptstärke lag im unmittelbaren Verkehr, in den sorgfältigen Tagebuchaufzeichnungen und besonders in seinen, schon durch die prächtige Handschrift ausgezeichneten Briefen, die am meisten seine Eigenart widerspiegeln: das scharfe Beobachterauge, die nicht jedem angenehme Geradheit des Ausdruckes, den gemütvollen Humor und den wohl aus der pfälzischen Heimat stammenden, oft beißenden Witz. Dazu gesellt sich seine künstlerische Tätigkeit als Zeichner, die nicht nur meisterhafte Darstellung aus der Tierwelt, sondern auch scharf getroffene Personenbildnisse umfaßte. Eine reichhaltige Sammlung solcher Zeichnungen bewahren seine Angehörigen auf, aber gar manch wertvolles Stück mag da und dort in einsamer Jägerhütte, im verborgenen Türkenhaus oder im griechischen Kloster noch ein Andenken an den freigebigen Stifter bilden. Wenn auch lange Jahre der Heimat fern, bewahrte er sie doch treu im Innern, und häufig findet sich in seinen Aufzeichnungen und Briefen aus weiter Ferne ein echtes, kräftiges Pfälzer oder Schwarzwälder Wort.

Erwin Schilling v. Canstatt.

Karl Schmezer

wurde am 20. Mai 1833 als Sohn des Pfarrers Christoph Sch. (vgl. Bad. Biogr. IV, 404) in Baden geboren. Er studierte in Heidelberg und Jena erst Theologie und nach bestandener theologischer Staatsprüfung (1855) wiederum in Heidelberg Philologie. Im Jahre 1858 legte Sch. die philologische Staatsprüfung ab, war darauf ein Jahr Volontär am Lyceum in Heidelberg, dann Lehrer an der erweiterten Volksschule in Ladenburg und weiterhin Diakonatsverweser in Rheinbischofsheim. Im Herbst 1860 erhielt er die erste definitive Anstellung als Vorstand der höheren Bürgerschule in Weinheim, ein Amt, mit welchem noch einige kirchliche Funktionen verbunden waren. Im November 1863 wurde er zum Vorstand der neugegründeten höheren Bürgerschule in Ladenburg

ernannt. Als solcher hat er in sechzehnjähriger rastloser Tätigkeit am weiteren Ausbaue der ihm anvertrauten Anstalt gearbeitet. Die teilweise Erfolglosigkeit seiner Bemühungen veranlaßte ihn im Jahre 1879 sich um eine andere Stelle umzusehen. Er erhielt eine Professur am Gymnasium in Mannheim, die er bis zum Jahre 1888 bekleidete, wo er zum Direktor der neugegründeten Realschule in Mannheim erwählt wurde. Schon im folgenden Jahre vertauschte er indes diese Stelle mit der des Direktors am Realgymnasium der gleichen Stadt. Doch seine Wirksamkeit in dem neuen Amte sollte nur von kurzer Dauer sein. Im Herbst 1893 zum erstenmal erkrankt, sah er sich nach Jahresfrist genötigt von seiner Stelle zurückzutreten. Am 21. April 1895 befreite ihn der Tod von schwerem, hoffnungslosem Leiden. — Sch. war ein besonders tüchtiger Schulmann. Durch Fleiß und Energie hatte er sich neben den alten Sprachen auch das Französische und Englische völlig zu eigen gemacht. Mehr ein Mann der Praxis als der reinen Wissenschaft, der Jugend von Herzen zugetan, pflichttreu und gewissenhaft, aber ohne Pedanterie, fest und zielbewußt, aber niemals rücksichtslos, war er wie gemacht zum Leiter einer Mittelschule. Ein lauterer Charakter, eine offene und gerade Natur erfreute er sich allgemeiner Wertschätzung. Seine warme und werktätige Vaterlandsliebe bewährte er während des großen Krieges 1870/71 durch Gründung eines Vereins zur Verpflegung durchziehender Truppen und eines zweiten zur Unterstützung von Frauen und Kindern der einberufenen Reservisten und Landwehrmänner. In politischer Beziehung gehörte er der nationalliberalen Partei an. Ihr verdankte er auch seine zweimalige Wahl zum Landtagsabgeordneten 1867—71 (im Wahlkreis Ladenburg-Weinheim) und 1887—88 (in Mannheim). In der Kammer bot sich ihm die Gelegenheit, seine Ansichten über den Wert der Realschulbildung in der wirksamsten Weise geltend zu machen. Im Januar 1870 erstattete er den Kommissionsbericht über zahlreiche Petitionen, die um die Beseitigung des Lateinischen in der Vorbereitung und Prüfung zum einjährigen Militärdienst nachsuchten, und behandelte bei dieser Gelegenheit eingehend die Organisation der Bürgerschulen. Auf seinen Antrag wurden die Petitionen der Regierung empfehlend überwiesen. Er erfreute sich dabei der Zustimmung weiterer Kreise, die sich u. a. auch darin aussprach, daß ihm zu Ehren Karlsruher Bürger ein Festmahl veranstalteten. (E. Hermann in den Südwestdeutschen Schulblättern 1895, 102—107.)

Karl Joseph Schmitt

war einer der hervorragendsten, auf dem Gebiete der inneren Verwaltung und der Verwaltungsrechtspflege tätigen badischen Beamten der neueren Zeit. — Geboren am 3. Mai 1820 zu Wertheim als Sohn eines Amtsschreibers daselbst, katholischer Konfession, studierte er in den Jahren 1837/40 auf der Universität Heidelberg, wo damals Zachariä, Thibaut, Mittermaier, Roßhirt, Rau u. a. lehrten, die Rechte, bestand im Winter 1841/42 die juristische Staatsprüfung als der erste unter 20 Genossen und wurde, nach vorheriger Verwendung bei den Ämtern Wertheim und Sinsheim, sowie im Sekretariate der Regierung des Unterrheinkreises und des Ministeriums des Innern, durch höchste Entschließung vom 23. April 1847 als Sekretär bei dem Ministerium des Innern angestellt. Im August 1848 wurde ihm die erledigte Assessorstelle bei dem Amte Wertheim übertragen, aber schon im September 1849 wurde er als Assessor in das Ministerium des Innern, dessen Präsident damals Frhr. Adolf von Marschall war, berufen, war jedoch vor dem Antritt dieses Amtes noch eine Zeit lang durch das Kriegsministerium bei dem Anklageamt der Standgerichte Rastatt und Freiburg verwendet. Dem Ministerium des Innern, in welchem er im Jahre 1852 zum Ministerialrat ernannt wurde, gehörte er unter den Präsidenten Frhrn. von Marschall, Frhrn. von Stengel und Lamey bis in das Jahr 1866 an. Er bearbeitete hier vorzugsweise das Volksschulwesen, die Angelegenheiten der katholischen Kirche und der Stiftungen, sowie das Medizinalwesen. In Verbindung mit dieser letzteren Respiziatstätigkeit stand es, daß er durch höchste Entschließung vom 7. Februar 1861 zugleich mit dem Direktorium der Sanitäts-Kommission, nachmals Obermedizinalrates, beauftragt wurde. Wie Schmitt ein Kollegialmitglied von reichen Kenntnissen, klarster Auffassungs- und Darstellungsgabe und seltener Arbeitskraft war, so entfaltete er insbesondere als Leiter der ebengenannten Medizinalbehörde eine reiche und sehr ersprießliche Tätigkeit. Durch dieselbe ist es ihm gelungen, einerseits in der Sanitätsverwaltung die Forderungen des Staates und der Gesellschaft in harmonischer Verbindung mit jenen der Wissenschaft und der Erfahrung zur Geltung zu bringen, anderseits für die Interessen des Standes der Ärzte ein staatlich anerkanntes und wirksames Organ in dem ärztlichen Ausschusse zu schaffen. Nachdem im Sommer 1866 ein Ministerwechsel stattgefunden und hierbei Jolly an Lameys Stelle das Präsidium des Ministeriums

des Innern übernommen hatte, wurde Schmitt, dessen politische Gesinnungen dem neuen Präsidenten weniger sympathisch waren, durch höchste Entschließung vom 4. August 1866 unter Ernennung zum Geheimen Rat III. Klasse in den Verwaltungsgerichtshof als Mitglied versetzt; die Leitung des Obermedizinalrates behielt er jedoch bei, bis diese Behörde durch landesherrliche Verordnung vom 12. Oktober 1871 aufgehoben worden ist. Bei diesem letzteren Anlasse wurden seine Verdienste um die seitherige Leitung dieser Behörde von dem Ministerium warm anerkannt und besonders hohe Würdigung haben sie in einer ihm von sämtlichen Mitgliedern des seitherigen Obermedizinalrates gewidmeten Adresse gefunden. Mit dem Eintritt in den Verwaltungsgerichtshof eröffnete sich für Schmitt, obwohl er das Ausscheiden aus der lebendigeren Tätigkeit der Regierung schmerzlich, auch als nicht genügend gerechtfertigt empfand, ein neues und fruchtbares Feld des Schaffens. Die Stellung als Richter auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes gab ihm Veranlassung, mit dem ihm eigenen Scharfsinn und seiner philosophischen Schulung die Grundlagen eingehend zu untersuchen, auf denen die damals immerhin noch in der ersten Entwicklung begriffene Einrichtung der Verwaltungsrechtspflege folgerichtig und im Einklange mit den allgemeinen Grundsätzen des Rechtes und der Rechtsverfolgung aufzubauen sei. Die Ergebnisse dieser Untersuchung hat er zunächst in einer Reihe von Aufsätzen über Einzelfragen niedergelegt, die namentlich in der Zeitschrift für badische Verwaltung und Verwaltungsrechtspflege zur Veröffentlichung gelangt sind (s. u.), sodann aber ganz besonders in seiner Schrift: „Die Grundlagen der Verwaltungsrechtspflege im konstitutionell-monarchischen Staate", Stuttgart, Cotta, 1878. In derselben sucht er in scharfem Gegensatz zu der Gneistschen Auffassung nachzuweisen, daß das objektive Recht über die öffentlichen Lebensverhältnisse von jenem über die privaten Lebensverhältnisse nicht seinem inneren Wesen nach verschieden sei, daß es keine anderen Ziele verfolge als das Privatrecht, und daß es im Streitfalle nicht nach anderer Methode und nicht von anderen Gerichten als das Privatrecht gehandhabt werden müsse. Aus dieser Grundanschauung zieht er denn auch mit Schärfe die Folgerungen für das bei der Verwaltungsrechtspflege einzuhaltende Verfahren. Seine Schrift hat in den wissenschaftlichen und fachlichen Kreisen als eine hervorragende große Anerkennung gefunden und ein nicht kleiner Teil ihrer Ergebnisse ist denn auch in der Verwaltungsrechtspflege und in dem Verfahren derselben zur Verwirklichung gelangt. Schmitts Leistungen auf diesem Gebiete wie als

Mitglied des Verwaltungsgerichtshofes würden wohl noch von größerem Erfolge, auch für seine persönliche Dienststellung, begleitet gewesen sein, wenn nicht die Überzeugtheit von der Richtigkeit seiner Theorien da und dort ihn dazu verleitet hätte, einerseits das Schwergewicht der Tatsachen zu unterschätzen, anderseits andere Meinungen mit allzu großer Schärfe der Kritik zu behandeln. Dadurch gelangte er auch anläßlich der Begutachtung eines Ministerialentwurfes über die Verwaltungsrechtspflege zu einer Differenz mit dem Ministerium des Innern, die durch einen nicht glücklichen Versuch, in einer Schrift „seine Berufsehre zu schützen", noch verschärft wurde. Nachdem er im April 1874 zum vorsitzenden Rat bei dem Verwaltungsgerichtshof ernannt worden war, seit April 1877 mit dem Titel als Geh. Rat II. Klasse, und auf die im Mai 1877 ausgesprochene Ernennung zum Direktor des Verwaltungshofes verzichtet hatte, blieb er auch unter dem Präsidium eines jüngeren Kollegen in der ihm liebgewordenen Tätigkeit als Mitglied des Verwaltungsgerichtshofes bis an sein Lebensende. Wie oben dargelegt ein hervorragender Beamter, ein scharfsinniger und selbständiger Schriftsteller von auch in weiteren Kreisen anerkanntem Verdienste um die Entwicklung der Verwaltungsrechtspflege, war Sch. ein vielseitig, auch künstlerisch, namentlich auf dem Gebiete der Musik, durchgebildeter Mann, ein geistreicher und anregender Gesellschafter. Er starb unvermählt am 28. April 1892. — Schriften Schmitts: Das badische Volksschulwesen, Eine Sammlung der hierüber geltenden Gesetze und Verordnungen. Karlsruhe, Braun, 1. Aufl. 1856, 2. Aufl. 1861 (ohne Nennung des Verf.). Die Grundlage der Verwaltungsrechtspflege (s. o.). Verschiedene Abhandlungen, insbes.: Der Vertrag im öffentlichen Recht (Zeitschr. f. bad. Verw. u. Verwalt.-Rechtspfl. I [1869], S. 105); Bildet die Verordnung einen Rechtstitel für eine verwaltungsgerichtliche Klage? (ebend. II [1870], S. 185); Der österreichische Entwurf eines Gesetzes über die Errichtung eines Verwaltungsgerichtshofes (ebend. V. [1873], S. 33). Fr. Wielandt.

Karl Heinrich Freiherr Roth von Schreckenstein

wurde am 31. Oktober 1823 als Sohn des Freiherrn Karl Anton Roth von Schreckenstein, Königlich Sächsischen Rittmeisters a. D. und Fürstlich Fürstenbergischen Stallmeisters, und der Henriette Charlotte, gebornen von Schönberg aus dem Hause Tannenberg, in Donaueschingen geboren. Nachdem er im elterlichen Hause den ersten Unterricht erhalten

hatte, kam er nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1838 in das Haus von dessen Bruder Maximilian Ludwig Euseb Freiherrn Roth von Schreckenstein, Großherzoglich Badischen Kammerherrn und Geheimen Rates, Hofmarschalls der verwitweten Großherzogin Stephanie von Baden, in Mannheim und besuchte das dortige Lyceum, das unter der Direktion von Friedrich August Nüßlin sich hoher Blüte erfreute. Nach Absolvierung des Lyceums bezog er die Universität Heidelberg, wo er dem Korps Saxoborussia angehörte. Diese Zugehörigkeit hinderte ihn nicht, die Vorlesungen aus dem Gebiete der Geschichte und Rechtswissenschaft, denen er ernstes Interesse entgegenbrachte, mit Eifer zu besuchen und an der Universität Tübingen mit bestem Erfolge fortzusetzen. An dieser Hochschule erwarb er sich später im Jahre 1857 die philosophische Doktorwürde. Zunächst aber trat von Schreckenstein im Jahre 1844 als Leutnant in das Württembergische Reiterregiment, das damals in Ludwigsburg in Garnison stand. Im Verband dieses Regiments machte er im Jahre 1848 den Zug nach Schleswig-Holstein mit, der jedoch in Kassel unterbrochen wurde. Im weiteren Verlauf des gleichen Jahres gehörte er der Abteilung der württembergischen Truppen an, welche den badischen Seekreis während des dort ausgebrochenen Aufstandes besetzten. Weiterhin wurde er im Königlichen Kriegsministerium in Stuttgart verwendet und war auch während einiger Zeit als Lehrer an der Kriegsschule tätig. Im Jahre 1852 am 3. Mai vermählte er sich in Biethingen mit der Freiin Philippine von Hornstein. Im Jahre 1858 trat er aus dem württembergischen Militärdienste aus, wurde jedoch bis zu seinem Tode in der Rangliste als Rittmeister à la suite der Armee geführt. In den Jahren 1858/59 nahm er zu Studienzwecken seinen Wohnsitz in Ulm, der Heimat seines alten, schon im 13. Jahrhundert dem dortigen Patriziat, später der Reichsritterschaft angehörenden Geschlechtes. Hier trat er besonders mit Professor Dr. Pressel in nähere, seine geschichtlichen Studien sehr fördernde Beziehungen. Durch sein 1856 in Tübingen erschienenes Buch „Das Patriziat in den deutschen Städten, besonders Reichsstädten" und den 1859 ebenda herausgegebenen ersten Band seines größeren Werkes „Geschichte der ehemaligen freien Reichsritterschaft in Schwaben, Franken und am Rheinstrom", dessen Schlußband II. 2. Abteilung erst 1871 vollendet wurde, hatte v. Schreckenstein die Aufmerksamkeit weiterer Kreise der deutschen Gelehrtenwelt auf sich gezogen. Der günstigen Aufnahme, die sie bei der Kritik fanden, hatte er zu verdanken, daß er gegen Ende des Jahres 1859 als zweiter Vorstand an das Germanische

Nationalmuseum nach Nürnberg berufen wurde, wo er mit dem Freiherrn Hans von Aufseß, Dr. Frommann, Dr. Falke und andern am Museum wirkenden Gelehrten in anregenden Verkehr trat und eine den wissenschaftlichen Arbeiten dieser noch in ihrer ersten Entwicklung stehenden Anstalt sehr zu gute kommende Tätigkeit entfaltete. Am 18. September 1862 zum Vorstand des Fürstlich Fürstenbergischen Hauptarchivs in Donaueschingen ernannt, trat er den Dienst in seiner Geburtsstadt am 13. Mai 1863 an und war an der Repertorisierung dieses umfangreichen Archives mit großem Eifer und verdienstlichen Ergebnissen tätig, hatte sich auch der besonderen Gunst des Fürsten Karl Egon zu Fürstenberg, dem er schon längst bekannt war, zu erfreuen. Nach der Zuruhesetzung des langjährigen Archivdirektors Dr. Franz Josef Mone wurde durch höchste Entschließung des Großherzogs aus Großh. Staatsministerium vom 19. März 1868 der Freiherr v. Schreckenstein zum Direktor des Großh. General-Landesarchivs ernannt. Er kannte dessen Bestände aus der Zeit, welche er im Jahre 1863 in Karlsruhe zugebracht hatte, um auf Wunsch der Fürstlich Fürstenbergischen Domänenkanzlei die Einrichtungen und den Dienst des General-Landesarchivs kennen zu lernen. Die Direktion dieser Behörde übernahm er am 27. April 1868. Er verwaltete dieses Amt bis zu seiner wegen leidender Gesundheit erbetenen Zuruhesetzung, welche am 3. November 1885 erfolgte. Während dieser 17 Jahre der Amtsführung des Freiherrn v. Schreckenstein wurde, unter Mitwirkung einer Anzahl jüngerer Kräfte, an der Ordnung und Verzeichnung der Bestände des General-Landesarchivs eifrig und mit besonderer Berücksichtigung der Benützung derselben für wissenschaftliche Veröffentlichungen gearbeitet. Bei Begründung der Badischen Historischen Kommission im April 1883 war er vom Großherzog zum ordentlichen Mitglied derselben ernannt, im Jahre 1889 auf Ansuchen von dieser Stellung enthoben worden. In dem Organ der Kommission, der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Neue Folge", waren in den Bänden 2 und 5 kleinere Arbeiten von ihm veröffentlicht worden zur rechtlichen Bedeutung des Wortes „nobilis" und „Satzbrief des Magistrats der Stadt Überlingen für Herrn Franz Eusebius Roth v. Schreckenstein 1686". Es sind auch noch aus der Zeit nach seinem Rücktritt von der Direktion des General-Landesarchivs zwei selbständige Schriften zu verzeichnen: „Ritterwürde und Ritterstand", Freiburg 1886. und „Der Freiherrntitel einst und jetzt", Berlin 1888. Eine Reihe von Jahren verbrachte Freiherr v. Schreckenstein im Ruhestand, zumeist

in Karlsruhe, im Sommer auf einige Zeit auf seinem Familiengut Billafingen im Amtsbezirk Überlingen. Mit den späteren Jahren stellten sich die Beschwerden des Alters ein. Es war ihm ein leichter Tod beschieden. Ohne vorhergehende Krankheit erlag er einem Schlaganfall am Nachmittag des 19. Juni 1894. Eine größere Zahl von Auszeichnungen war ihm zu teil geworden: 1859 wurde v. Schreckenstein zum Kammerherrn ernannt; badische und fremdherrliche Orden zierten seine Brust: das Kommandeurkreuz II. Klasse des Zähringer Löwenordens der Königl. Preußische Kronenorden 3. Klasse, die Kommenturkreuze II. Klasse des Königl. Württembergischen Friedrichsorden und des Königl. Bayerischen Michaelsordens, der Kais. Österreich. Orden der Eisernen Krone II. Klasse. Außer den bereits angeführten sind noch folgende Schriften von ihm zu erwähnen: Wie soll man Urkunden edieren? Ein Versuch, Tübingen 1864. Wie kam die Stadt Villingen vom Hause Fürstenberg an Österreich? Wien 1865. Die Insel Mainau, Geschichte einer Deutsch-Ordens-Kommende vom XIII. bis XIX. Jahrhundert mit Urkundenbuch, Karlsruhe 1873. Hieronymus Roth von Schreckenstein auf Untersulmetingen, Schachen, Bühl u. s. w. 1500—1568. Karlsruhe 1878. Außerdem eine große Zahl von Abhandlungen und urkundlichen Beiträgen in den Bänden 22—38 der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins," andere in Band 2 des „Freiburger Diözesanarchivs," im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" 1886, in Band VI der „Forschungen zur deutschen Geschichte". Alle zeichnen sich durch sorgfältige Behandlung und gewissenhafte Kritik der Texte aus.

v. Weech.

Mina Schrickel,

die um die Mitte des 19. Jahrhunderts in ganz Europa gefeierte Großherzoglich Badische und Königlich Hannoversche Kammersängerin, wurde am 16. September 1813 zu Karlsruhe geboren, als Tochter des Medizinalrats und Hofapothekers Dr. Schrickel. Als Sängerin von dem Tenoristen Schütz und dem Chordirektor Schwarzböck vorgebildet, erhielt sie ihre weitere Ausbildung auf Veranlassung der Großherzogin Stephanie bei Bordogni in Paris in den Jahren 1834 bis 1838, sang in London vor der Königin Viktoria mit großem Beifall und vollendete ihre Studien in Italien bei Micheroux und der bekannten Pasta. Als Amina in der „Nachtwandlerin" betrat sie zuerst die Bühne in Mannheim, gastierte

dann an verschiedenen deutschen Bühnen, so 1840 in ihrer Vaterstadt, wo ihr eine enthusiastische Aufnahme zu teil wurde. 1842 in Hannover engagiert, vermählte sie sich mit dem dortigen Oberregisseur Steinmüller und genoß nicht nur hier, sondern auch in Paris, Wien und St. Petersburg die Gunst des Publikums und der Höfe. Nach dem Tode ihres Gatten verlegte sie 1864 ihren Wohnsitz nach Karlsruhe nnd widmete sich bis zum Jahre 1875 dem Gesangunterricht, folgte dann einem Rufe ihrer Söhne nach Baltimore und starb daselbst im Oktober 1895. (Vgl. Karlsruher Zeitung 1895, Nr. 329.) *

Alwine Schroedter,

am 13. Februar 1820 zu Gummersbach in der Rheinprovinz als Tochter des Kaufmanns Heuser geboren, verbrachte ihre Kindheit in der Stille eines ländlichen Lebens, das jenen tiefen Sinn für die Natur in ihr weckte, der ihr bis in ihr hohes Alter eigen blieb. Als siebzehnjähriges Mädchen kam sie nach Frankfurt a. M., um in dem Hause ihres Oheims, des Verlagsbuchhändlers Jügel, längere Zeit zu verleben. Hier ging ihr die hohe Schönheit der deutschen Literatur auf, deren Meisterwerke ihr in der Bibliothek des Oheims im ganzen Umfang zur Verfügung standen, und hier auf dem klassischen Boden, wo Goethe gewandelt hatte, gewann sie jene tiefe Liebe für diesen Dichter, die bis zum Tode in ihr lebte und wirkte. 1840 verheiratete sie sich mit dem Maler A. Schroedter zu Düsseldorf, einem trefflichen Künstler sowohl wie liebenswürdigen, gemütvollen und heiteren Menschen. (Bad. Biogr. III, 145 ff.) An der Seite dieses Mannes verlebte die junge Frau, die sich durch ihre bescheidene Liebenswürdigkeit und ihre anmutsvolle Erscheinung überall auf das angenehmste einführte, im gemütlichen, geistig gehobenen Verkehr mit Künstlern, Dichtern und Gelehrten in Düsseldorf Jahre des reinsten Glückes. Namen wie Schadow, Achenbach, Rethel, Sohn, Bendemann, Schirmer, Des Coudres, Lessing, Reinick, Gude bezeichnen den auserwählten Freundeskreis, in den sie eintrat. Noch war es ihr vergönnt, Immermann kurz vor seinem Tode seinen herrlichen unvollendeten Schwanengesang „Tristan und Isolde" vorlesen zu hören. Bis in ihr spätes Alter erzählte sie mit der Lebhaftigkeit der Jugend von der schönen Zeit in Düsseldorf. Dort gewann sie auch jenen Zug feiner Romantik, der ihr Wesen allzeit mit einem eigenartigen Duft umgab, ohne doch die Klarheit und Festigkeit ihres Charakters zu beeinträchtigen. Mit

Schmerzen schied sie von der frohen rheinischen Kunststadt; aber der Ort, nach dem sie 1848 mit ihrem Gatten übersiedelte, Frankfurt a. M., war ihr ja auch von früher her vertraut und teuer. Mit begeisterungsvoller Liebe besuchte sie wieder die Stätten, wo Goethe als Knabe und Jüngling geweilt hatte, und versenkte sich immer mehr in seine Werke, und hier in Frankfurt fand auch der ihrem Gatten eigene frische Humor im nahen Verkehr mit dessen Freunde, Sanitätsrat Hoffmann, dem Verfasser des „Struwwelpeters", seine reichste und fröhlichste Entfaltung, wie denn auch Frau Alwine selbst allzeit einen sinnigen Humor ihr eigen nannte. Von Frankfurt kehrte das Ehepaar nochmals auf mehrere Jahre nach Düsseldorf zurück, und als es später von hier auf immer schied, fügte es ein günstiges Schicksal, daß die Übersiedelung nach Karlsruhe nicht eine bleibende Trennung von alten werten Freunden bedeutete, denn viele derselben fanden sich in der freundlichen Residenzstadt Badens wieder zusammen. Im Jahre 1856 gründete der damalige Prinzregent Friedrich die Kunstschule in Karlsruhe. Als ihren ersten Direktor berief er den Landschafter Schirmer aus Düsseldorf. Diesem folgten 1857 Des Coudres als Professor für Figurenmalerei und 1858 Lessing, der mit Frau Alwinens Schwester verheiratet war, als Galeriedirektor, so daß, als Schroedter 1859 an das Polytechnikum in Karlsruhe berufen wurde, das Ehepaar mit seinen zwei Söhnen und zwei Töchtern in der neuen Heimat von alten treuen Freunden empfangen werden konnte. Im Kreise dieser trefflichen Künstler und Menschen entwickelte sich nun ein unvergleichlich schöner Verkehr von seltener Wärme und Frische, getragen von dem lebendigsten Interesse an Kunst und Dichtung und allen Formen geistigen Lebens. Zumal für die jungen Karlsruher Künstler war dieser auserwählte Kreis der Mittelpunkt einer zwanglos fröhlichen, geistig anregenden Geselligkeit, und keiner von ihnen wird wohl die gemütlichen Abende und die frohen Feste vergessen, die er in Lessings und Schroedters Haus und im Sommer unter den hohen Eichen des Großh. Wildparkes verlebt hat. Auch der Devrientsche literarische Kreis berührte sich vielfach mit dieser Künstlergesellschaft, und in Schroedters Hause ließ sich sogar Scheffel bewegen, gegen seine Gewohnheit aus seinen eigenen Dichtungen vorzulesen. Als 1864 Schirmer gestorben war, trat in der Person Gudes auch ein alter Düsseldorfer Freund an seine Stelle, und 1869 gesellte sich, von Berlin berufen, Riefstahl zu diesem Kreise. Das Glück des Schroedterschen Ehepaares schien auf seinen Gipfel gelangt, als es sich 1872 in anmutigster Lage, dicht am Hardtwalde, ein eigenes

Haus hatte bauen können und dieses in sinniger, echt künstlerischer Weise wohnlich eingerichtet hatte. Aber schon war auch die trübe Wendung nahe: Schroedter erkrankte sehr bald und starb 1875 nach peinvollen Leiden, die treugeliebte Gattin in tiefstem Schmerze zurücklassend. Als dann 1878 Des Coudres, 1879 Lessing und seine Frau gestorben, 1878 Riefstahl nach München und zwei Jahre später Gude nach Berlin berufen worden waren, da war der alte Freundeskreis für immer zersprengt, und es war einsam geworden um die trauernde Frau in ihrem stillen „Waldhause". Ihre Kinder waren verheiratet und fortgezogen, die älteste Tochter dem Maler Anton v. Werner, dem späteren Direktor der Berliner Akademie, als Gattin folgend. Aber Frau Alwine hielt den frischen Geist ihres Gatten und die Überlieferungen jenes seltenen Kreises in ihrem Hause aufrecht. Die vielen frei gewordenen Räume wurden von jungen Künstlerinnen bezogen, denen sie stets eine mütterlich besorgte Freundin und hingebungsvolle Lehrerin war. Mit noch größerem Eifer gab sie sich jetzt ihrem eigenen künstlerischen Schaffen hin, in freudiger Arbeit sich ein neues Leben begründend. Erst nach ihrer Verheiratung hatte sie unter der Leitung ihres Gatten zu zeichnen und zu malen begonnen; aber bei ihrem unermüdlichen Fleiße und ihrer reichen Erfindungsgabe konnte sie es auf dem beschränkten Gebiete, das sie sich erlesen hatte, dem der Initialmalerei, verbunden mit ornamentalem Blumenschmuck und allegorischen Darstellungen, zur Meisterschaft bringen. Zahllose reizvolle Blätter, wie Adressen, Titel, Chroniken u. s. w., sind aus ihren rastlosen Händen hervorgegangen und weithin verstreut. Nie mangelte es ihr an Bestellungen, die ihr auch vom Großherzoglichen Hause in reichem Maße zu teil wurden. Ihre größeren gedruckten Werke, sieben an der Zahl, bezeichnen nur einen geringen Teil ihres Schaffens. Das erste derselben, „In Freud' und Leid", erschien 1864, das letzte, „Blumensprache", 1887. — Mit demselben Eifer wie dem eigenen Schaffen widmete Frau Alwine sich dem Unterricht. Zahlreiche Schülerinnen haben bei ihr verständnisvolle Anleitung und Fortbildung gefunden. Die werteste von ihnen war ihr die Großherzogin Luise von Baden. Schon 1859 hatte sie begonnen, ihr Unterweisung im Malen zu erteilen, und drei und dreißig Jahre lang blieb sie der erlauchten Frau verbunden in einem stets ungetrübten Verhältnisse gegenseitiger Zuneigung und Verehrung. Wiederholt weilte Frau Alwine als Gast bei den Großherzoglichen Herrschaften auf der Mainau, nicht selten erschien auch die Fürstin in dem stillen Hause am Hardtwalde. Doch nicht nur ernster

Arbeit, sondern auch edlem Lebensgenusse hat Frau Alwine ihre Tage gewidmet. Ihre geistige Frische und die daraus entspringende Genußfähigkeit waren außerordentlich. Es verging wohl kein Tag, an dem sie sich nicht aus dem Quell der Dichtung erquickte. Wenn auch Goethe ihr Liebling blieb, so verfolgte sie doch mit lebhafter Teilnahme unsere neuere Literatur und hoffte auf neue Entwicklung derselben, bei der, wie sie meinte, das Drama die Hauptrolle zu spielen haben werde. Bis in ihre letzte Zeit war sie eine treue und verständnisvolle Besucherin des Theaters. Ähnlich war ihr Verhältnis zur bildenden Kunst. Wenngleich sie in der poesievollen Düsseldorfer Romantik wurzelte und die Äußerungen des jetzt herrschenden Naturalismus sie vielfach abstießen, so erkannte sie doch klar den außerordentlichen Fortschritt der modernen Malerei in der wahrhaftigeren Naturauffassung und Darstellung, und auch hier erhoffte sie von der Rückkehr zu einer edleren Weltauffassung eine neue reiche Blüte der Kunst. Aus dieser stets regen Teilnahme an Kunst und Dichtung entsprang ihr jene unvergleichliche Frische des geistigen Genusses. Aber sie mochte nicht allein genießen, sie mußte ihre Freuden mit anderen teilen. Sie war eine gesellige Natur, und mit voller Hingebung pflegte sie in ihrem Hause die Überlieferungen des alten Freundeskreises. Die schönen Sonntagnachmittage im Waldhause wird wohl niemand vergessen, der je daran teilgenommen hat. Da versammelte sich eine bunte Gesellschaft von Künstlern, Schriftstellern, Gelehrten, Beamten, Offizieren und andern Freunden, jung und alt, Männer und Jünglinge, Frauen und Mädchen zu zwanglosem, heiterem Zusammensein. Für jeden Gast hatte Frau Alwine ein liebenswürdiges Wort, einen freundlichen Blick. Man trank eine Tasse Tee, man plauderte, man betrachtete die aufgelegten neuen Kunstmappen, man musizierte, und wenn viel Jugend da war, so räumte man auch wohl das Eßzimmer aus und tanzte nach den Klängen einer Drehorgel. Die reizvolle Mischung von dunklem Tannen- und lichtem Birkengrün, das aus dem nahen Walde durch die Fenster schimmerte, die schlichte aber fein künstlerische Ausstattung der Räume, wo von den Wänden Bilder und Statuetten, die liebevoll geordneten Schätze und Erinnerungen eines langen reichen Lebens, herabblickten, vor allem aber das herzgewinnende Wesen der liebenswürdigen Wirtin, die anmutige Erscheinung der alten Dame mit ihrer hohen Gestalt, den breiten, kaum gebleichten Haarwellen über den Schläfen, den freundlichen blauen Augen — alles das vereinigte sich, um über diese Stunden eine seltene wohltuende geistige Stimmung zu verbreiten.

Die hier waltende Wirtin war eben eine „geistige Natur", die, ohne im Gespräche selbst hervorzutreten, durch ihre bloße Gegenwart unbewußt ihre Umgebung in eine reine Sphäre emporzog. Von dem Wesen dieser Frau ging etwas aus wie ein läuternder Hauch, und es ist gar nicht abzumessen, wie tief und dauernd eine solche echte Frauennatur nur durch ihr Dasein wirkt. Mehrere Jahre hindurch litt Frau Schroedter an einem Herzleiden, von dem sie schon lange fühlte, daß es ihr den Tod bringen werde. Aber mit einer seltenen Tapferkeit kämpfte sie gegen dasselbe an in der Überzeugung, daß, wenn sie nachgebe, sie bald zusammenbrechen müßte. Nach wie vor stand sie um fünf Uhr in der Frühe auf, um den ganzen Morgen und Vormittag zu schreiben, zu malen und zu unterrichten und dann den Nachmittag und Abend der Lektüre, der Geselligkeit, dem Besuch von Theater und Konzerten zu widmen. Mitten unter körperlichen Pflegen hielt sie mit größter Energie ihre geistigen Errungenschaften, ihre warme Teilnahme an den großen geistigen Gütern aufrecht. In der Verteidigung dieser Güter, wo sie dieselben angegriffen glaubte, konnte die sonst so milde Frau von großer Schärfe sein, so wie sie auch schroff und herb sein konnte, wo sie sich in einem Menschen getäuscht sah und wo ihr niedrige Gesinnung entgegenstand. Bei aller Milde und Liebe ihres Wesens war sie ein entschiedener Charakter, eine durchaus tapfere Natur. Wer sie kannte, verehrte und liebte sie, und wer sie nahe kannte, mußte sie bewundern. Als sie nach kurzer, aber schmerzvoller Krankheit am 12. April 1892 starb, riß ihr Tod in das gesellige Leben Karlsruhes sowie in das innere Leben vieler Familien und zahlreicher einzelnen eine unausfüllbare Lücke. Mit ihr schied nicht nur eine treffliche Künstlerin aus dem Leben, die zumal die Initialenmalerei zu einer hohen Stufe der Vollendung gebracht hat und in ihren Werken Bild und Dichtung in überaus feinsinniger Weise zu verbinden wußte, sondern auch eine in ihrer stillen Art bedeutende, echte deutsche Frau, die in einem langen wirkungsreichen Leben mit dem seltenen Adel und Liebreiz ihrer wahrhaftigen Weiblichkeit auf zahlreiche Gemüter erquickend, fördernd und läuternd einwirkte. Bei der Trauerfeier am 14. April erschien auch die Großherzogin in dem stillen Waldhause, um der Verstorbenen persönlich die letzte Ehre zu erweisen. (Karlsruher Zeitung 1892 Nr. 110.)

Karl Schuberg

wurde als Sohn eines badischen Artillerieoffiziers im Jahre 1827 in Karlsruhe geboren. Nach Absolvierung seiner Gymnasialstudien widmete er sich am Polytechnikum seiner Vaterstadt dem Studium der Forstwissenschaft; im Jahr 1848 wurde er nach gut bestandenem Staatsexamen Forstpraktikant. Die aufstrebende Forstwirtschaft und -wissenschaft erhielt in Schuberg einen hervorragenden Jünger, den rastloser Fleiß und gediegenes Arbeiten zeitlebens auszeichneten. Vom Jahre 1855—1867 stand Schuberg in der forstlichen Praxis als selbständiger Bezirksbeamter im Gemeinde- und Staatsdienst; im Bezirk Oberweiler, dem er zuletzt vorstand, hat er durch den Bau der Blauenstraße ein für den Wald und die Allgemeinheit nützliches Werk geschaffen, das größte Anerkennung verdiente und fand. Als im Jahre 1867 nach Klauprechts Abgang am Polytechnikum zu Karlsruhe ein Lehrstuhl für Forstwissenschaft frei wurde, erhielt Schuberg einen ehrenvollen Ruf dahin; bereits im Jahre 1868 wurde ihm unter Ernennung zum Professor die ordentliche Professur für forstliche Betriebslehre, Waldwegbau, Forstpolizei und Forststatistik übertragen; der Erfüllung dieser schönen und wichtigen Aufgabe hat er während eines Zeitraums von 32 Jahren seine Kraft gewidmet. Schuberg war literarisch sehr produktiv; im Jahre 1873 erschien sein „Waldwegbau“, ein bedeutsames Werk, das erstmals in umfassender Weise die wissenschaftliche Begründung des in der Praxis bereits zu hohem Ansehen gelangten Waldwegbaus brachte und große Anerkennung in der forstlichen Welt bis heute fand. In Loreys Handbuch der Forstwissenschaft, das 1887 erschien, hat Schuberg das forstliche Transportwesen wiederholt behandelt und damit in gedrängter und übersichtlicher Form eine zweckmäßige Zusammenfassung seines umfangreichen ersten Werkes gegeben. Als badischer Kommissär für das forstliche Versuchswesen, das im Jahre 1873 eine Organisation im deutschen Reiche erhielt, war Schuberg bestrebt, gute Beziehungen zwischen den Vertretern der verschiedensten deutschen und außerdeutschen Forstverwaltungen anzubahnen und zu unterhalten. In dieser Stellung hat er auch bei allen den Versuchsanstalten gestellten großen Aufgaben eine ersprießliche Tätigkeit entfaltet, die in vielen kleineren und größeren literarischen Arbeiten einen wertvollen Niederschlag fand. So sind namentlich seine Werke: Aus deutschen Forsten I. „Die Weißtanne“ und II. „Die Buche“ von bleibendem Wert. Die richtige Erkenntnis von der fort-

schreitenden Bedeutung der Forstwirtschaft und der wachsenden Anteilnahme der Forstverwaltung bei der Lösung vieler Aufgaben der Staats- und Gemeindeverwaltung waren für Schuberg der Anlaß, für die Hebung des Standes der Forstbeamten mit Wort und Schrift einzutreten; hierher gehören insbesondere seine erfolgreichen Bestrebungen zur Fortentwicklung, Erweiterung und Vertiefung des forstlichen Unterrichts. Die öffentliche Anerkennung seines Wirkens blieb auch nicht aus. Bereits im Jahre 1877 erhielt er einen Ruf an die neugegründete Hochschule für Bodenkultur in Wien, den er ablehnte; zweimal wurde ihm die Würde eines Direktors der technischen Hochschule durch das Vertrauen seiner Kollegen übertragen; die Wiener Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitglied. Lange Jahre stand er auch an der Spitze des badischen Forstvereins, der ihn im Jahre 1892 zu seinem Ehrenpräsidenten ernannte; 1883 erfolgte seine Ernennung zum Forstrat, 1891 zum Oberforstrat; auch mit dem Ritterkreuz I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen wurden Schubergs Verdienste anerkannt. Nicht unerwähnt sei auch Schubergs Teilnahme am öffentlichen Leben, dem er nicht fremd blieb. Besonders hervorzuheben ist sein Wirken als Präsident des Karlsruher Liederkranzes, in welcher Stellung er Gelegenheit fand, seine Liebe zum Männergesang zu betätigen und seine großen gesellschaftlichen Talente zu entfalten; auch dieser Verein ernannte ihn in Anerkennung seiner Verdienste zum Ehrenpräsidenten. Schubergs Arbeitskraft blieb ungebrochen bis ins hohe Alter. Im Januar 1899 erkrankte er an Influenza, deren Folgen seinem rastlosen Wirken ein Ziel setzten; bereits am 17. April starb der unermüdliche forstliche Forscher im Alter von 72 Jahren. — Mit Oberforstrat Schuberg sank ein wackerer Forstmann, ein warmfühlender Patriot, ein lebensfroher Gesellschafter ins Grab. Badens Forstverwaltung wird allzeit dieses Mannes sich freuen, der aus ihren Reihen hervorging, und dem seine Werke auch über Badens und Deutschlands Grenzen hinaus ein ehrenvolles Gedächtnis sichern. Wittmer.

Friedrich Schwoerer,

geboren zu Kenzingen am 25. August 1836 als Sohn des praktischen Arztes Dr. Franz Sales Schwörer und der Elisabeth, geb. Maurus von Wagburg, widmete sich, nachdem er 1855 das Lyceum zu Freiburg absolviert hatte, dem Studium der Medizin an der Universität Freiburg. Nach gut bestandenem medizinischen Staatsexamen (1860) arbeitete er noch

einige Zeit an den medizinischen Kliniken zu Straßburg und ließ sich hierauf als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt Kenzingen nieder. Im Jahre 1862 verehelichte sich Schwörer mit Maria Krafft, Tochter des Professors Franz Krafft in Straßburg, und legte damit den Grundstein für ein überaus glückliches Familienleben; der Ehe sind 13 Kinder entsprossen, von denen 3 in frühem Kindesalter starben. Im Juli 1870 folgte Schwörer dem Rufe des Vaterlandes, indem er als Feldarzt in die Armee eintrat, um beim 5. badischen Feldlazarett den deutsch-französischen Krieg mitzumachen. Von vielen Erlebnissen dieser großen Tage sei erwähnt, daß Schwoerer, als Dijon am 27. Dez. 1870 von den deutschen Truppen geräumt werden mußte, mit wenigen Ärzten bei den zahlreichen nicht transportfähigen Verwundeten und Kranken daselbst zurückgelassen wurde. In der Hand Garibaldis und seiner disziplinlosen Banden verbrachte er in Dijon, mannigfachen Beleidigungen und Gefahren ausgesetzt, fünf schwere Wochen, bis am 1. Februar 1871 die siegreichen deutschen Truppen wieder einzogen. „Die honette Bürgerschaft Dijons“, so schreibt Schwoerer am 2. Februar 1871 an seine Gattin, „ist glücklich, daß die Garibaldianer, diese Kehlabschneider, fort sind, und zieht die Preußen weit vor.“ Dies charakterisiert die kritische Lage der deutschen Ärzte während der vergangenen Wochen. In diese Zeit fällt auch eine Episode, die den Franzosen Anlaß gab, auf Grund einer von Garibaldi veröffentlichten, unrichtigen Sachdarstellung gegen die deutsche Kriegführung den schweren Vorwurf zu erheben, bei dem Kampf um Pouilly (23. Januar 1871) sei ein Franktireurkapitän durch die deutschen Truppen lebendig verbrannt worden. Die durch Feldarzt Schwoerer gemeinsam mit Oberstabsarzt Kaiser und einem französischen Arzte am 24. Januar 1871 im Generalhospital zu Dijon vorgenommene Leichenöffnung ergab die Grundlosigkeit dieser Beschuldigung (vergl. Beck, Chirurgie der Schußverletzungen, S. 93 ff.). Geschmückt mit dem Eisernen Kreuz und dem Ritterkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen mit Schwertern kehrte Schwoerer aus dem Felde in die Heimat zurück, wo er alsbald die ärztliche Praxis wieder übernahm, in der ihn sein guter Vater während der Kriegszeit vertreten hatte. Die reichen Erfahrungen, die er im Felde gesammelt hatte, waren ihm in der Folge insbesondere für seine chirurgische Tätigkeit von namhaftem Wert. Als 1879 das Amtsgericht Kenzingen wieder errichtet wurde, wurde die zugleich ins Leben gerufene Bezirksassistenzarzt-Stelle an Schwoerer übertragen. 1891 wurde er zum Medizinalrat ernannt. Am 11. Januar 1901

wurde Schwoerer durch den Tod der Arbeit entrissen, der er noch wenige Tage zuvor mit ungeschwächter Kraft obgelegen; er hatte sich in der Berufstätigkeit eine Rippenfellentzündung zugezogen, der er erlag. Das Charakterbild dieses Mannes ist gezeichnet in wenigen Worten, die er am 27. Dezember 1870, dem Tage des Abzuges der deutschen Truppen aus Dijon, an seine Gattin schrieb: „Ich kenne keine Furcht im Bewußtsein, an der Seite unserer braven verwundeten Soldaten auszuharren, pflichtgetreu, wie es einem Arzte im Felde ziemt, der liebe Gott wird sich unser annehmen". Treu seiner Pflicht, mit Gottvertrauen mutig in die Zukunft blicken, das war Schwoerers Wahlspruch. Und dieser Wahlspruch hat ihm ein frohes Herz, ein für alles Menschliche aufgeschlossenes und empfängliches Gemüt bewahrt, er hat ihn zum glücklichen Menschen gemacht. Als treuer Vater seiner großen Familie erntete er mit Stolz und Freude die Früchte der guten Erziehung, die er seinen Kindern angedeihen ließ. Als trefflicher Arzt fand er den höchsten Lohn in dem Bewußtsein erfüllter Pflicht; die Liebe zu seinem Beruf mag verdeutlicht werden durch sein Wort, „das Doktern" sei ihm zur zweiten Natur geworden. Wenn man mit Sonderegger sagen darf: „die Medizin ist der erhabenste Beruf, aber das erbärmlichste Handwerk," so gilt für Schwoerer, daß er die Medizin immer als erhabenen Beruf betrachtet und behandelt hat; gerade die vornehme Art, mit der er seinen Beruf auffaßte, die Bereitwilligkeit, mit der er ohne Rücksicht auf die Person jedermann, arm oder reich, in gleicher Freundlichkeit ärztliche Hilfe leistete, sichert ihm die Verehrung und Liebe weiter Kreise und zugleich die Hochachtung aller seiner Kollegen (siehe Dr. Fridolin Schinzinger „Medizinalrat Schwoerer, das Lebensbild eines deutschen Arztes", Ärztliche Mitteilungen aus Baden, 55. Jahrgang, Nr. 3). So verstehen wir es zu würdigen, wenn es von Medizinalrat Friedrich Schwoerer, „diesem Arzt mit Leib und Seele", in einem ihm gewidmeten Nachruf heißt, daß sein Tod nicht bloß von seiner Familie, sondern auch von vielen andern als schwerer Verlust empfunden worden sei, und wenn weiter daselbst gesagt wird: „In den Herzen der Seinen und aller derer, die ihn zu schätzen wußten, lebt er fort, und so hat sein Leben reiche Frucht gebracht". (Pfarrer Wimmer von Weisweil in der Breisgauer Zeitung vom 25. Jauuar 1901.) S.

Wilhelm Sehring,

epischer und didaktischer Dichter, wurde als der Sohn eines Kleinkaufmanns am 12. April 1816 zu Königsberg in Preußen geboren. Nachdem er die Eltern als Kind bereits verloren, kam er, ziemlich mittellos, in ein Waisenhaus seiner Vaterstadt und von da bis zu seinem 14. Lebensjahre in das dortige Gymnasium, gleichzeitig fast mit Rudolf Otto Consentius (vgl. Bad. Biogr. IV, 66 f.), dessen Geschick merkwürdige Ähnlichkeiten mit dem Wilhelm Sehrings aufweist und nach langen Irrfahrten ja ebenfalls in der badischen Landeshauptstadt seinen Abschluß fand. Schon als Kind hatte Sehring ein Auge ganz verloren; das erschwerte ihm die Studien in Berlin, wohin er, nach der Konfirmation, zu Verwandten geschickt worden war, um sich in der dortigen Blindenanstalt unter Direktor Zeune zum Lehrer auszubilden. Mit besonderem Eifer oblag er übrigens nebenbei literarischen und schönwissenschaftlichen Studien; die Mittel dazu erwarb er sich durch Privatstundengeben, wie er auch kurze Zeit als Hauslehrer auf einem Gute tätig war. Der Drang, die erworbenen Kenntnisse zu erweitern und literarisch zu verwerten, trieb ihn nach Leipzig und vorübergehend auch nach Dresden, wo er zufällig die Bekanntschaft Tiedge's machte. Durch Grillparzer, an welchen der Dichter der „Urania" den jungen Ostpreußen empfohlen hatte, gelangte er nach Österreich, dessen politische Zustände unter des Fürsten Metternich Regiment seinem nach nationalen Zielen ringenden, vaterländischen Sinne indes wenig zusagten; so kam Sehring als Hauslehrer in das badische Oberland (Unadingen, Freiburg) und bald darauf zu einem Pfarrer ins Elsaß. Auch hier war seines Bleibens nicht lange, und er wandte sich, empfohlen von Freiligrath, nach Stuttgart, wo er mit Privatunterricht in Literatur und Geschichte seinen Unterhalt verdiente und im Jahre 1849 sich auch mit einer Stuttgarterin verheiratete. Die Ereignisse des sogenannten tollen Jahres hatten ihn wenig berührt; aber ihre Folgen mögen seine politischen und religiösen Anschauungen geläutert und in zielbewußtere Bahnen gelenkt haben. Politisch-geschichtliche und literarische Vorträge, welche er damals hielt, erwarben sich in weiten Kreisen Anerkennung. Auch seßhafter schien Sehring geworden zu sein; da erwachte plötzlich in ihm wieder die Sehnsucht nach der nordischen Heimat, die er 20 Jahre nicht mehr gesehen. Ausgerüstet mit seinen Vorträgen unternahm er im Jahr 1850 die weite Reise von Stuttgart nach Königsberg, wo ihm noch eine Schwester lebte. Gleichwohl litt es ihn hier nicht lange; er ging nach Memel